Storch

P. o. germ. 1426 ei

Zimmergarten.

Erzählungen

in

verschiedenen Formen

von

Ludwig Storch.

Erster Band.

Frankfurt am Main.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

1838.

Bayerische Staatsbibliothek München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

	Seite
Die gebackenen Tage. Novelle	1
Die braune Marthe. Novelle	129
Theorena. Historische Erzählung	213
Elisabeth Fry, der Engel der Gefängnisse. Panegyrikus	229
Gedichte	257
Der Brahman und die Bajadere	259
Die Brautnacht	261
Täuschung	263
Der Normann	265
Des Jägers Lieb	267
Der Niklaszopf	269
Die schöne Müllerin	271
Bet-Ernst und der Dorfpfarrer	272
Junker Jürge	275
Luthers Predigt	278
Simson	279

Die gebackenen Tage.

Novelle.

Es war Samstag Nachmittag; die heitre Septembersonne schickte sich an, schlafen zu gehen. Die letzte Ernte lärmte durch die Thore des Städtchens, bunt und reich und fröhlich, wie die junge Frau, die in das Haus ihres Eheherrn einzieht mit der väterlichen Morgengabe. Die Schenkstube zum „grünen Würzgärtlein" füllte sich allmälig, und der kühle Wein mundete zum Feierabend nach vollbrachtem mühevollen Tage, nach vollendeter arbeitreicher Woche. Die Fenster waren geöffnet und die Gäste verkehrten mit den vorübergehenden Erntern. Am lautesten und öftersten ließ sich Meister Hans Pfrenger, der Schuster, vernehmen. Er hatte sich an ein Fenster gepflanzt, seinen Schoppen neben sich und ließ keinen Weingärtner, keinen Schnitter oder wer es auch sein mochte, vorüber, ohne ihm Rede abgewonnen zu haben. Den Einen fragte er dieß, den Andern das, Diesem gab er einen guten Spruch mit, Jenem hing er Eins an; dabei drehte er die schwarze Lederhaube auf seiner Glatze und warf die noch schwärzeren Augen bald nach dem Thore zu, bald die Straße hinauf, wo diese in den Marktplatz mündete, und nichts entging seinem Späherblick. Endlich schien der rechte Mann für ihn zu kommen:

an der Marktecke zeigte sich ein langer ziemlich beleibter Mann mit der rothen Feder auf dem militärisch aufgekrempten Hut und dem langen „Pflasterklapperer“ an der Seite; Wams und Koller, Stiefel und Hose nebst Gang und Haltung verriethen die Respectsperson eines graduirten Kriegers; und wenn alle diese Abzeichen gemangelt hätten, das aufgeblasene, hochmüthige, weinrothe Gesicht mit dem abscheulichen Schnauz- und Knebelbart hätten den Martissohn untrüglich angezeigt. Das kleine nußbraune zusammengehutzelte Gesicht des Schusters verklärte sich, und schon von fern hielt er seinem Mann den zinnernen Becher mit schmunzelndem Nicken entgegen. Der Bärtige behauptete dagegen seinen martialischen Ernst, wehrte mit stolzer Handbewegung ab, und ließ wirklich die gastlich geöffnete Hausthüre beiseit liegen.

„Was ist das, Gevatter?“ schrie der Schuster erschreckt, „Ihr wollt vorüber?“

„Ich habe so eben einen höchst wichtigen Befehl und geheimes Commando von meinem gestrengen Herrn Bürgermeister erhalten, welches ich sofort selbst auszuführen hinaus nach Eibenhausen muß; denn Niemand anders darf solche Botschaft aufgetragen werden.“

„Gibt es Krieg, Gevatter?“ rief der Schuster auffahrend; „Ist der Türk wieder über den Unger

hergefallen, oder hat er den venetianischen Prahlhänsen ein Stück Land abgegaunert? Oder will etwa des römischen Reichs Oberhaupt den abtrünnigen Flamländern auch an die Kehle, und mit seinem Vetter, dem Spanier, sich zusammenthun. Was gibt's? Was ist los?" Meister Pfrenger war dabei aufgesprungen und hatte, heftig redend, seine Arme in's Fenster gestemmt; sein Gesicht war nur ein Ausdruck von Neugierde. Aber Gevatter Kriegsmann schüttelte sein bärtiges Haupt und erwiederte trocken: „Ich darf noch nichts verrathen."

„Noch nichts!" wiederholte der Schuster mit verzweifeltem Nachdruck, und war, seinen Wein und die übrigen Gäste vergessend, mit ein Paar Sätzen auf der Straße. „Gevatter Gutgesell," fuhr er dort, zu dem Kriegshelden gewandt, in einem vertraulichen Tone fort, „auch ich habe heute eine höchst wichtige Nachricht erhalten, eine erstaunliche Mähr, eine seltsame Wundergeschichte. Laßt uns gegenseitig austauschen. Ich begleit' Euch hinaus nach Eibenhausen, und wenn wir rückkehren, trinken wir meinen Wein im Würzgärtlein zusammen aus, und noch ein Paar Schöpplein dazu, versteht sich auf meine Kosten. — Schon lange hab' ich's am Himmel im Lauf der Gestirne bemerkt, daß wieder große Dinge auf dem Erdkreis vorgehen würden; aber ich konnte nicht recht daraus klar und klug

werden. Ja Gevatter, hätt' ich vom Anfang die Astronomie studirt, ich braucht' Euch jetzt um nichts zu fragen; denn alle Geheimnisse entzifferte ich aus den Sternen."

„Nun so sagt doch Eure Mähr an," ließ sich Görg Gutgesell, Waibel der laufenden Stadtknechte, vernehmen. „Es gibt allerdings sehr sonderbarliche Ereignisse auf Erden und die Welt ist nicht mehr, wie zur Zeit unsrer Väter. Seit sich das lutherische Gezücht vom lieben Gott und der Kirche geschieden, hat der Teufel einen Freipaß auf Erden erhalten. Sonst durfte er nur Nachts verhüllt umher schleichen, jetzt rennt er im offnen Felde und auf den Straßen. Ihr werdet es nicht glauben; aber ich schwör's Euch zu, bei'm St. Georg, dem Reiter, daß ich selbst einen harten Zweikampf mit dem Vater Pferdefuß bestanden habe."

Der Schuster schien so wenig neugierig, diese seltsame Begebenheit zu vernehmen, als der Waibel sehr begierig, sie mitzutheilen. Deshalb begann Jener: „Was die neue Mähr betrifft, so ist sie gar wunderlicher Art. Heute früh hab' ich mich kaum auf meinen Schemel gesetzt und den Draht gepecht —"

„Laßt mich erst meine Geschichte erzählen, Meister! Ihr mögt noch so Seltsames berichten, ich hab' es doch noch toller erlebt. Ich frag' Euch,

Kraut und Blei! wer hat sich sonst noch mit dem Teufel geschlagen, von allen die jemals als Landsknechte einen Spieß getragen haben? Hört mich an, sag' ich Euch, Maul und Nase soll Euch aufstehen bleiben.“

Der Schuster rückte verdrießlich an seiner Lederhaube und kratzte sich hinter den Ohren. Gevatter Gutgesell strich sich den Schnauzbart. Da klopfte ihn Meister Pfrenger auf die wohlgefütterte Hüfte und fragte pfiffig: „Nachbar, erfahr' ich doch auch Eure Botschaft nach Eibenhausen?“

„Ei freilich! Mein Wort darauf!“

„Fürwahr,“ fuhr nun der Schuster fort, viel Grausiges und Unglaubliches hab' ich von Weltläuften und Mähren gehört und gelesen; aber ein Zweikampf mit dem Bösen ist mir noch nicht vorgekommen. Und Ihr habt mir davon noch nicht früher erzählt und kennen uns doch schon so viele Jahre.“

„Weil wir eben vom Teufel zu reden kommen, fällt mir's bei. Ich hab' zu viel mit durchgemacht, gar zu greuliche Abenteuer bestanden, als daß Einem solch ein Bettel nicht aus dem Sinn kommen sollte. — Es sind nun funfzehn Jahre, daß ich als rüstiger Landsknecht unter dem Kurfürsten August von Sachsen gen Gotha zog, den Teufelssohn, den Grumbach, zu fahen.“

„Ich weiß schon,“ fiel der Schuster ein, dem

dieß eine bekannte oftgehörte Sache zu sein schien. „Ihr war't Einer der Tapfersten bei Einnahme der Stadt und Zerstörung des herzoglichen Schlosses.“

„Freilich! Ich sag' Euch, Gevatter, ohne mich hätten sie weder den Grumbach noch den Herzog erwischt; denn Beide hatten mit dem Teufel ein Pakt gemacht, daß er ihnen helfen solle; und er hätte ihnen geholfen, wenn ich ihn nicht daran verhindert hätte. Und das verhielt sich also. Abends vorher, eh die Stadt gestürmt wurde, schlich ich um das stark befestigte Schloß, in der Hoffnung, daß ich etwas entdecken möchte, was meinen Ruhm vermehren könne; denn ich galt damals schon für den Tapfersten. Ich spähe umher, da gewahr' ich einen hohen starken Mann mit ungeheuren Schritten querfeld einkommen. Ich denke, es ist Einer der Unsrigen und will ihn eben grüßen, da merk' ich, daß der Kerl wie ein Spatz an der Mauer hinan kriecht. Ich flugs herbei und erwisch ihn noch bei'm Bein. Was erfaß ich? Einen Pferdefuß, Gevatter! Doch ich lasse nicht los, er muß herunter. Er schimpfte, ich schimpfte wieder. Er über mich her, ich wehre mich, bald war der Eine oben bald der Andre, endlich komm' ich zum Stehen und hau' ihm Eins über's Leder. Ihr denkt wohl, er hätte geblutet? Ja prosit! Brennender Schwefel und Pech floß aus der Wunde, die ich

ihm geschlagen, und das gab einen greulichen Gestank. Nun wurde der Gottseibeiuns wüthend, ich aber sagte: Im Namen Gottes des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes, Jesus, Maria und Joseph steht mir bei! und da flog der Höllenhund mit Gebrüll durch die Lüfte davon. Am andern Tag wurde die Stadt eingenommen, der Grumbach gefangen und geviertheilt, der Herzog fortgeführt, das Schloß geschleift, und der Teufel konnte ihnen nicht mehr helfen."

„Ein dummer Teufel war's doch, Gevatter, daß er nicht gleich durch die Luft in das Schloß flog und sich erst von Euch am Beine zerren ließ," bemerkte der Schuster sarkastisch lächelnd. „Aber Ihr habt Eure Sache gut gemacht, und nun sagt mir auch, wie Ihr versprochen, weshalb Euch der gestrenge Herr Bürgermeister nach Eibenhausen geschickt."

„Ihr müßt mir erst versprechen, nicht zu plaudern."

„Ihr kennt mich, Gevatter. Hier meine Hand! Nun?"

„Ihr werdet davon gehört haben, daß mein Vetter, Meister Johann Tobias Grauthaas, in vier Wochen seine güldne Hochzeit zu feiern gedenkt, wenn er oder seine Hauswirthin bis dahin nicht mit Tod abgegangen ist."

„O Gevatter, ich weiß sogar, daß er an diesem Tage eine Bretzel von hundert Metzen Waizenmehl backen wird, für die Einwohner der Stadt und wer sonst noch davon essen will. Sie wird so groß werden, daß die ganze Beckerinnung daran zu tragen hat, und mein Nachbar, der Maurermeister Klippshold, richtet einige Tage zuvor den Backofen dazu ein. Und im Vertrauen, Meister Martin Grauthaas, der Metzger, der jetzt Obermeister ist, will seinem Vater auch eine Freude machen an diesem Tage, und so wird die Metzgerzunft eine Blutwurst bereiten, die soll über fünfhundert Ellen lang werden, die Fleischer aus der ganzen Gegend, sechs Stunden im Umkreis werden kommen, um sie auf hölzernen Gabeln zu tragen, wie man schon von andern Orten vor Zeiten gehört hat. Glaubt mir, Gevatter, ich habe von dieser Wurst und dieser Bretzel in den Sternen gelesen; denn nichts Großes geht auf Erden vor, es steht denn zuvor in den Sternen geschrieben, und wahrlich, diese Wurst und Bretzel sind etwas sehr Großes. Aber was wollt Ihr mir vom gestrengen Herrn Bürgermeister sagen?“

„Der Stadtrath will zum Recompens, daß Meister Grauthaas so viele Jahre als rechtschaffnes Glied bei ihm gesessen und der Stadt getreulich zu Diensten gewesen in allerlei Noth und Fährlichkeit, ihn auch sonderlich honoriren und respectiren an seinem Ehren-

tage, und so sollen denn die Böttcher, Küfer und Weingärtner in Eibenhausen einen Reiftanz einlernen und neue Weisen und Stücklein dazu musiciren, und morgendes Tags damit beginnen. Also gebeut ihnen der Stadtrath und deshalb muß der Befehl heute noch überbracht werden; und zwar in aller Stille durch mich, den Schwager des Grauthaasschen Hauses. Die hiesigen von der Zunft werden heimlich hinaus gehen, damit der alte Meister nichts merke. Die übrigen Zünfte in der Stadt werden einen Schwerttanz halten, der auf dem Rathhause eingeübt werden wird bei verschlossnen Thüren."

„Sind die Schuster auch dabei?"

„Versteht sich; die sind allweg die Ersten."

„Das wird eine Freude geben!" jauchzte Meister Pfrenger. „Ich hab' so etwas am Himmel bemerkt; die Sterne gingen Euch so unruhig durch einander, als hielten sie einen Schwert- oder Reifentanz."

„Ja, lebte mein seliger Schwager, der Bürgermeister Holzheimer noch!" seufzte Gutgesell; „für den wäre das ein Gaudium, und für mich wär' es auch besser. Aber mit ihm ist der Grauthaasschen Familie doch die Perle aus der Krone gefallen. Meine Frau weint noch Tag und Nacht um den geliebten Bruder, und kann sich nicht zufrieden geben; und man kann sie nicht drum schelten, denn so ein Mann steht nicht wieder auf."

„Da habt Ihr Recht, Gevatter,“ versetzte Pfrenger sich die feuchten Augen wischend. „Was ist unser jetziger Bürgermeister Neblung dagegen für eine Schlafmütze!“

„Bst! Nicht zu vorlaut, Meister. Herr Neblung ist mein gestrenger Herr, und ich muß bei ihm halten; das ist meine Pflicht. Drum von etwas Anderm! — Ihr habt ja ganz vergessen, Eure Mähr mitzutheilen. Ob's nun gleich eben nicht viel sein wird — denn Ihr mögt vorbringen, was Ihr wollt, ich hab's besser erlebt — so mag ich Euch der Unterhaltung wegen doch hören.“

„Dieß Mal möchte doch Euch Eure große Erfahrung im Stich lassen, Gevatter,“ lächelte der Schuster. „Denn was ich zu erzählen habe, ist auf Erden noch nicht geschehen, weder gesehen, noch gehört, noch auf eine andere Art wahrgenommen worden.“

„So wollt Ihr mir eine Lüge aufbinden. Aber laßt hören, ob ich's doch nicht mitgemacht. Im Felde lernt man Alles, wovon sich Eurer Einer nichts einfallen läßt.“

„Dieß schlägt in mein Fach, Gevatter. Es betrifft den Kalender.“

„Kalender?!“ verzog der Waibel das Gesicht, als wenn er sauern Wein geschluckt hätte, „was geht mich der Kalender an? Damit hab' ich nicht gern zu schaffen.“

„Hört zu, Gevatter, die Sache ist von Wichtigkeit. Ich geb's Euch, wie ich's erhalten habe. Ich sitze diesen Morgen und will eben meine Arbeit beginnen, tritt ein bärtiger Gesell herein, ein Tuchscheerer aus Augsburg, hat sich den Schuh zerrissen und die Nacht in der Herberge gelegen. Ich flick' ihm den Schuh, wir kommen in's Gespräch, und sind bald auf der Sternwissenschaft. Da erzählt er mir, er komme direct von Augsburg, wo der Kaiser und die Reichsstände beisammen sind. Diesen habe der Papst befohlen, daß die Zeit unverzüglich aufhören solle und der Kalender auch, und man mit einer neuen Zeit und einem neuen Kalender wieder beginnen solle. Ist das nicht seltsam? Wie soll denn nur die Zeit aufhören? Gevatter, das geht über meinen Verstand."

„Laßt sie aufhören, Gevatter," tröstete der gewaltige Kriegsmann, „wenn wir nur nicht aufhören. Was geht's uns an? Wenn's der heilige Vater in Rom befohlen hat, muß die Zeit gehorchen. Ich mache mir nicht viel aus der Zeit. Lassen wir uns darüber keine grauen Haare wachsen."

„Alles gut, Gevatter! aber wenn ich mir nur erst vorstellen könnte, wie das Ding angefangen werden soll. Gelt, so etwas habt Ihr doch noch nicht erlebt?"

„Das ist noch gar nichts, Gevatter! Ich könnte

Euch ärgere Dinge erzählen, die ich erlebt habe. Zeit? Zeit! Pah, was ist Zeit? Ein langweiliges Ding, das mir umsonst zu theuer ist. Meinetwegen mag der Papst mit der Zeit thun, was er will. Ich scheere mich nichts um sie, und will froh sein, wenn ich sie auf eine Frist los bin. Dagegen will ich Euch einen Mordspectakel erzählen, der sich ganz anders ausnimmt, als Eure Alfanzerei von der Zeit, hinter der gar nichts steckt. Als wir vor Gotha standen, trug sich's eines Tags zu —"

„Was kommt denn da angeritten?" fragte der Schuster, den Redefluß seines Gevatters unterbrechend, und hielt die Hand mechanisch über die Augen, obgleich die Sonne nicht mehr am Himmel war.

„Kraut und Blei!" rief der Waibel, „das ist etwas von meinem Stande. Hu! wie das saust und braust! Mich soll der heilige Georg, der Reiter, wenn das nicht ein spanischer Kriegsmann ist, ein Hauptmann oder Rottenführer aus der Soldateska. Ha, diese Mannschaft kenn' ich; das sind wackre Leute. Ich habe mit ihnen im Felde gestanden. Gebt acht, wie er mich salutirt." Er warf sich in die Brust und kämmte den Schnauzbart mit den Fingern.

Der wahrgenommene Reiter war während dieser Paar Minuten heran gekommen und jagte jetzt an den beiden Gaffern mit verhängtem Zügel vorbei;

ohne sie eines Blicks zu würdigen, obgleich sich Gutgesell ziemlich nah postirt und eine tiefe Referenz geschnitten; ihm nach ein stattlich herausstaffirter Knecht. Der Herr war mit einem für ein Reisekleid kostbarem Gewand angethan; ein spanischer Mantel flatterte von seinen Schultern; eine fein gefaltete spanische Krause wiegte den wohlgepflegten Bart, der recht kohlenschwarz und glänzend von ihr abstach; von seinem hohen Hut nickte eine schlanke Feder in den Nacken; sein Roß trug schmuckes Geschirr.

„Der kommt aus den Niederlanden," sagte Gutgesell mit Selbstgenügsamkeit. „Wer weiß, welche bedenkliche Mähr er unserm gnädigen Herrn Kurfürsten bringt."

„Der kommt von Augsburg," sagte Pfrenger ebenso. „Und ich wollte wetten, er hat den Befehl des Kaisers und der Reichsstände in der Tasche, daß die alte Zeit aufhören und die neue beginnen soll."

Disputirend schritten sie dem Dorfe zu, das fast nur von Weingärtnern und Weinküfern bewohnt war, und der Waibel fand später Gelegenheit, seinem Gevatter einige seiner Heldenthaten zu erzählen, von denen ihm täglich neue und immer wichtigere einfielen.

An demselben Nachmittage schloß der Stadtschreiber Hallauer, ein ehrbarer Junggesell von dreißig und einigen Jahren, seinen Schrank auf dem Rathhause um eine Stunde früher, als an den übrigen Wochentagen, und that damit die Geschäftssorgen einer ganzen Woche von sich. Er war ein gar fleißiger und treuer Arbeiter, und deshalb gewissermaßen das Pack- und Lastpferd des ganzen übrigen Rathspersonals; nie that er sich genug zum Wohl der lieben Vaterstadt und der Wittwen und Waisen, deren Freund und Vormund er war, so wie aller andern bedrängten Einwohner derselben. Dafür hatte ihn die liebe Vaterstadt aber auch gar trefflich belohnt; denn er war noch immer Stadtschreiber, was er mit seinem zwanzigsten Jahre schon gewesen war, und konnte mit seiner geringen Besoldung sich und seine alte Mutter kaum ernähren. Andre mit weniger Fleiß, mit weniger Liebe zum Geschäft und zu den Menschen, waren lang schon über ihn gestiegen, und hatten dadurch das Recht erhalten, den guten fleißigen Hallauer für einen Simplex zu halten, den man nach Belieben verwenden könne, wozu Dünkel und Uebermuth eben Lust haben.

Da geht er durch die Straßen nach dem Thore zu, in demselben Wamse, welches ihm seine Mutter, damals schon Wittwe, von ihrem sauer Ersparten zu seinem Amtsantritt gekauft, und noch sieht es

dem Tuchkleide Niemand an, daß es länger als ein Jahr getragen ist, sein Hut ist schön gebürstet, die Schleifen an Hosen und Schuhen sind so rein gestäubt und haben ein so frisches Ansehen, als seien sie gestern erst aus der Kiepe des Färbers gezogen worden, sein brauner Schnauz- und Knebel-Bart ist so reinlich geputzt und dient dem freundlichen von Gesundheit gerötheten Gesichte recht zur Zierde. Diesem lieben Gesichte sieht man es nicht an, daß sein Besitzer halbe Nächte mit der Feder arbeitet, es sieht zufrieden nach rechts und links und grüßt überall gar höflich, wo sich etwas Menschliches sehen läßt, und wenn es auch nur ein Kind ist, das ihm noch nicht zu danken vermag.

Als er an der Herberge zum Liebstöckel vorüberging, sah er einen Haufen Kinder und müßigen Volks um ein Paar Reiter versammelt, die eben abstiegen. Es war der spanische Krieger mit seinem Knechte. Der Wirth scherwenzelte mit abgenommener Kappe um den stolzen Fremdling, und lud mit zierfüßelnden Geberden in's Haus, die Zuschauer bewunderten Anstand und Kleiderpracht desselben und der gute Stadtschreiber theilte bald die Empfindungen des Haufens, dem er beigesellt war, er wußte nicht wie; denn noch niemals hatte sein Auge etwas Gleiches gesehen. Als der Ritter klirrenden Schrittes eingetreten war, wandte sich der Stadtschreiber

wieder zum Gange, da fielen seine Augen — nicht grade unwillkührlich — auf die untern Fenster eines gegenüber liegenden hohen Steinhauses, der Rosenberg benannt, aus deren mittelsten ein gar holdes Frauengesicht heraus sah. Hallauer zog, über und über erröthend, den Hut und grüßte bescheidentlich hinüber; wie ward ihm aber, als er sich von der schönen Hand des schönen Frauenbildes herbeigewinkt sah und seinen Namen von den reizendsten Lippen ertönen hörte, welche die Vaterstadt aufzuweisen hatte! Obgleich in unbeschreibliche Verwirrung versetzt, so daß ihm die Sinne zu vergehen droheten, folgte er doch gehorsam schnell dem Winke, dem süßtönenden Rufe. Ein schlanker Leib bog sich ihm aus dem Fenster entgegen, er trat, sich etwas unbeholfen verneigend, so nah hinzu, als es die vorspringende Mauer des Unterschlags erlaubte; dann hielt die Schöne ihre niedliche Hand gekrümmt an den Mund und flüsterte dem verlegen zu ihr aufblickenden Manne mit einem naiven Anstrich von weiblicher Neugierde, die ihr gar schön ließ, leise zu: „Was mag das doch für ein fremder Kriegsmann sein, der eben in solchem Prunk vor dem Liebstöckel abgestiegen ist? Könnt Ihr mir keinen Bescheid darüber geben, Herr Hallauer?"

„Es thut mir sehr leid, ehrenwerthe Frau Holzheimerin," versetzte der Stadtschreiber sich verbeu-

gend, „daß ich Euch mit keiner Kunde dienen kann, der Anblick sothanen Kriegsgesellens war mir selbst fremd und unbekannt, und Niemand von den versammelten Leuten schien etwas über ihn zu wissen. So es aber Euer Wunsch ist, ehrenfeste Frau, von diesem fremden Manne Näheres zu erfahren, so will ich in die Herberge hinüber gehen und mich unter der Hand und ohne meine Absicht merken zu lassen, nach ihm befragen.“

„Thut das, lieber Herr Hallauer,“ versetzte die wunderschöne junge Frau mit einem höchst anmuthigen herzengewinnenden Lächeln, „Ihr werdet mich Euch dadurch sehr verbinden. Kommt dann und berichtet mir und laßt dieß eine Gelegenheit sein, Euch ein Mal nach Euerm Mündel umzuschauen, den Ihr gar lange nicht besucht habt. Seht nur, welch ein herziger Junge er geworden ist.“ Mit diesen Worten hob sie einen blondlockigen, rothwangigen, blauäugigen, schelmisch lächelnden Knaben von einigen Jahren an's Fenster, der auf Geheiß seiner Mutter dem Stadtschreiber freundlich zunickte.

Wie ein Pfeil vom Bogen flog dann der wonnetrunkene Mann nach dem Liebstöckel hinüber und trat mit funkelnden Augen in die ihm bis zur Stunde noch unbekannte Schenkstube; fast hätte ihn die alte Verlegenheit wieder übermannt, als ihn der Her-

bergewirth mit großen verwunderungsvollen Augen ansah und die Frage daran knüpfte, ob der Herr Stadtschreiber vielleicht Namens des Stadtraths ein Begehr an ihn habe?

„Bei Leibe nicht!“ versetzte Hallauer, „mich treibt nur der Durst zu Euch herein, und so bitt' ich, Ihr wollet mir einen Schoppen alten einschenken. — Auch Euch scheint der Wein zu munden,“ wandte er sich dann, nicht ohne vorhergegangene Bekämpfung seiner Schüchternheit an den stolz auf- und abgehenden Reiter, „Ihr habt heute einen heißen Tag gehabt, und der Mann zu Pferd soll die Sonne noch stärker fühlen als der Fußgänger.“

Der Fremde schien der Rede gar nicht zu horchen, sondern ging unbekümmert, mit verschränkten Armen durch die Stube. Erst als Hallauer schon einige Augenblicke geschwiegen hatte, stellte sich jener dicht vor den betretenen Stadtschreiber hin, maß ihn mit einem unverschämt hochmüthigen Blick, warf das Maul trotzig auf und fragte barsch:

„Wer seid Ihr?“

Obgleich im ersten Augenblicke verblüfft, nahm sich Hallauer doch zusammen und sagte nicht ohne einigen Nachdruck: „Mein Herr, wenn Euch daran liegt, so mögt Ihr wissen, daß ich bei dem Magistrat hiesiger Stadt als wohlverordneter Secretarius bestellt

bin, und deßhalb hier zu den Respectspersonen gehöre."

„Ein spanischer Kriegsheld hat vor keinem Menschen weiter Respect, als vor seinem König und General," nahm der Fremde wieder hochmüthig das Wort. „Doch da Ihr vom Magistrat seid, so mag ich Euch wohl die Ehre anthun und mich in einen Zwiesprach mit Euch einlassen, damit Ihr mir Bescheid gebet über Alles, was mir zu meinem Geschäft hier zu wissen nöthig ist."

„Im Herzen zwar empört über die übermüthige Rede des Kriegsgesellen, gedachte Hallauer doch seines der schönen Frau gegebenen Versprechens, und unterdrückte, von der natürlichen Sanftmuth seines Characters unterstützt, den Widerwillen, der in ihm gegen den aufgeblasenen Menschen aufstieg, indem er ziemlich freundlich fragte: „Ihr habt also Geschäfte in dieser Stadt? Da kann Euch freilich kaum Jemand besser zu Diensten sein, als ich, der ich vermöge meines Amtes in fast alle Verhältnisse hiesiger Familien eingeweiht bin."

„Nun, dann sagt mir, so Ihr's vermögt, lebt hier ein gewisser Hans Christoph Holzheimer?"

„Hans Christoph Holzheimer? Diesen Namen, so wie Ihr ihn da nennt, führte allein der Bürgermeister hiesiger Stadt."

„Bürgermeister oder Bürger, das gilt mir gleich;

ich weiß nur den Namen dieses Mannes, so wie den seines Vaters und seinen Geburtstag. Daraus muß sich das Uebrige ergeben. Sein Vater aber hieß Sebastian Holzheimer und war ein Fleischer. Hans Christoph wurde 1542 im Sommer geboren und muß also jetzt gerade vierzig Jahre alt sein."

„So alt ist er nicht geworden, Herr, denn er starb voriges Jahr in der Weinlese an einem hitzigen Fieber, das er sich durch einen kalten Trunk Wasser zugezogen hatte."

„Wie?" rief der spanische Soldat verwundert und mit einer widrigen Affectation von Schmerz, „mein armer, lieber Vetter — — o, so sollte ich dich nicht kennen lernen, du armer Hans! Todt, da ich gekommen bin, dir dein Glück zu verkündigen, todt in der Blüthe deiner Jahre! Das hätte ich nicht erwartet! — Sagt mir einmal, Unglücksbote, war denn Hans Christoph Holzheimer verehlicht."

„Das war er und seine Wittwe wohnt schief gegenüber in dem großen steinernen Hause, über dessen Thüre Ihr den Rosenberg gemalt seht."

„Hat er auch Kinder hinterlassen?"

„Einen Buben, der nun drei Jahr alt sein mag. Er hatte sich nicht früh verheirathet, weil er lange an seinen juristischen Studien absolviret und sich zum Professor bilden wollen in Heidelberg. Er war erst mit der einzigen Tochter des Bürgermeisters

Kernmeier verlobt, hernach rührte ihn aber die unvergleichliche Schönheit eines andern hiesigen Stadtkindes, der Tochter des Stadtsyndicus Kleysteuber, einer Vaterwaise, als er sich eben der Erholung halber in den Ferien in seiner Vaterstadt aufhielt. Da ließ er sich von seinem alten Vater und übrigen Verwandten bereden, die eben vacante Bürgermeisterstelle anzunehmen. Das Meiste mochte wohl das Verlangen thun, die schöne Margarethe Kleysteuber heimzuführen. Ich glaube, es wäre mir ebenso ergangen. Er hat das Glück nicht lang genossen; vier Jahre müssen mit solch einer Frau verlebt, wie ein Morgentraum verrauscht sein. Er ist todt und die Frau ist schier noch schöner, als sie erst war.“

Dem unwillkührlichen Lobredner der schönen Wittwe funkelten die Augen, er war aufgestanden und an's Fenster getreten, und deutete, das stolze, demüthigende Wesen seines Gegenübers vergessend, mit der Hand hinaus, hinzusetzend: „Seht dort sitzt sie am mittlern Fenster, das ist das Holzheimer'sche Haus.“

Des Spaniers Blicke flogen dem Winke des Stadtschreibers nach, dann fielen sie aber in des Sprechers glühendes Gesicht, und spöttisch sagte er: „Euch ist warm geworden über Euern Bericht. Ihr sollt dafür die Ehre haben, mit dem spanischen

Hauptmann Don Juanito von Felsheim, Marquis de la Popola, Herrn von Torquejos, Ritter von San=Cruce und Quadalma eine Flasche Wein auszuleeren. Wundert Euch nicht über meinen deutschen Namen. Mein Vater war ein Deutscher, der in Diensten des höchstseligen Kaisers Carlos stand, aber meine Mutter war eine ächte Spanierin, von altkastilischem Adelsblut. Wirth, eine Flasche von Euerm besten Wein! Ich bin froh, daß Herr Hans Christoph Holzheimer wenigstens einen Erben hinterlassen hat, an dem sich begangenes Unrecht wieder gut machen läßt."

„Ich dank' Euch für die Ehre," versetzte der Stadtschreiber. „Sagt mir lieber, was für Unrecht Ihr an dem Kinde wieder gut zu machen gedenkt? Denn Ihr müßt wissen, daß ich der vom seligen Herrn Bürgermeister testamentarisch bestellte und vom hiesigen Stadtrath bestätigte Vormund des Knäbleins bin."

„Man hört's an Euern Fragen, daß Ihr zum Stadtrath gehört. Allein, ich bin kein Bürger hiesiger Stadt, der sich von Euch ausfragen zu lassen braucht. Ich hab' Euch schon zu viel Ehre angethan." Damit nahm der ungezogene Spanier die Thüre in die Hand und verließ die Stube.

Der Stadtschreiber hielt sich auch nicht lange auf, schlürfte seinen bezahlten Wein aus und trat

nach einigen Minuten, begierig der schönen Wittwe die seltsame und unbefriedigende Mähr zu hinterbringen, in das Haus derselben. Ein leises Zittern fröstelte durch seine Glieder. Frau Margarethe Holzheimer kam ihm freundlich entgegen, ihren Knaben auf dem Arme, der, von der Mutter eingelernt, ihm das flaumige Händchen bot und „guten Tag, Herr Vormund!“ stammelte.

Frau Christine Hallauer, des Stadtschreibers bejahrte Mutter, überschaute am andern Tage aus ihrem Weinberg das Städtchen mit frommen zufriedenen Blicken. Hier pflegte sie sich Sonntags, nach beendigtem Gottesdienst gewöhnlich aufzuhalten. Da saß sie, eine würdige Frau, einfach und reinlich gekleidet, unter dem grünen Laubendach, von ungeheuern Weinblättern vor den Strahlen der Sonne geschützt, durch welche braune und gelbe Trauben von beträchtlicher Größe lauschend, dem Messer des Winzers entgegenreiften, und dem lieben Mütterchen gleichsam neue Jugend zu bieten schienen. Meist kam auch der Sohn heraus, wenn er nicht von den allzudringenden Arbeiten seines Amts überhäuft war, und so sehr er auch die strenge Erfüllung seiner Berufspflichten jeder Erholung vorzog, so ließ er sich doch höchst ungern die nachmittäglichen Sonn-

tagsstunden rauben, vorzüglich im Herbst, wenn die Pracht der Früchte durch die immer lieblichere Farbe der Reife das Auge entzückt. Das waren ja des guten Stadtschreibers einzige Freuden, und in diesen Stunden pflegte er sich fleißig mit seinem Mütterlein zu besprechen, wozu es in der Woche wegen überhäufter Arbeit nicht kommen wollte.

Um so mehr verwunderte sich heute Frau Christine, daß ihr Sohn noch nicht im Berge war, und schon zu verschiedenen Malen hatte sie den Hals gereckt und nach den Steinstufen geschaut, die zu der Laube und dem Häuschen hinaufführten, oder nach der Hecke gespäht und den Thalweg entlang, der von der Stadt her führte. Auch jetzt glaubte sie wieder Tritte zu vernehmen, sie schlug die Augen auf — aber nicht der geliebte Heinrich war es, sondern ein schön geschmücktes Frauenbild, das Frau Christine, wegen ihrer vom Alter geschwächten Augen, nicht sogleich erkannte. Neugierig stand die Wittwe auf, um der Heraufsteigenden ehrerbietig entgegen zu gehen; die Letztere hatte aber diese Absicht kaum bemerkt, als sie leicht und flink sich beeilte, dem Mütterchen die Mühe zu ersparen, und so mit einigen Sätzen in der Laube war.

„Ach, Ihr seid es ja, liebwertheste Jungfer Kernmeierin,“ sagte nun die Alte schmunzelnd,

„welch guter Zufall verschafft mir denn die Ehre eines so vornehmen und werthgeschätzten Besuchs?“

Die also Angeredete, eine hohe Gestalt mit einem kühnen, unternehmenden Wesen, das ihr aus dem dunkeln Auge blitzte, aus der hohen gewölbten Stirne, aus der scharf gebognen Nase, aus der ganzen Bewegung ihres Körpers hervorsprang, verzog ihr Gesicht, dessen letzte Jugendblüthe schon auf die dreißig deutete, zu einem möglichst angenehmen Lächeln und erwiederte: „Sprecht doch nicht also, liebe Frau Christine; bin ich doch um keinen Pfennig vornehmer als Ihr. Und so hätte es sich schon längst geziemt, Euch einen Besuch zu machen; denn glaubt ja nicht, daß ich uneingedenk der Freundschaft wäre, welche Ihr sonst meiner seligen Frau Mutter erwiesen; und wenn es mir auch nur Ein Mal erzählt worden wäre, wie Ihr meine hülflose Kindheit gepflegt, so würde ich Euch dennoch zeitlebens ein dankbares Herz bewahren. Ich bin die Jahre her viel in Augsburg gewesen, wo ich eine Tante leben habe, wie Euch vielleicht bekannt ist, und diesen ganzen Sommer über habe ich mich dort aufgehalten. Nun denke ich meinen an Euch begangenen Fehler wieder gut zu machen und Euch zu zeigen, wie sehr ich Euch liebe, Frau Christine, vorausgesetzt, daß Euch an meiner Liebe auch etwas gelegen ist.“

„Ich weiß nicht, was ich Euch auf solche angenehme Rede Alles erwiedern soll, vielgeliebteste Jungfer Kernmeierin. Drum sag' ich nur das, daß ich hocherfreut bin, und vor lauter Vergnügen und Lust gar nicht Worte finden kann, Euch solches auszudrücken. Seit wann seid Ihr denn wieder in Eurer Vaterstadt angelangt?"

„Es sind heute gerade acht Tage."

„O ich kenn' Eure Frau Tante recht gut. Sie besuchte sonst Eure selige Mutter. Bei der habt Ihr's freilich besser, als hier; denn ich zweifle sehr, daß Ihr von Euern hiesigen Verwandten Euch gleicher Liebe erfreuet. Aber Ihr werdet auch an das großstädtische Leben gewöhnt sein. Dort hausen Fürsten und Herren, der Kaiser selbst nimmt zuweilen Einkehr, die Reichsstände machen das Leben bunt. Deßhalb wird es Euch hier nicht sonderlich mehr gefallen können, wo Alles still und einfach zugeht. Wir sind's von Jugend auf nicht besser gewohnt."

„Glaubt das nicht, Frau Christine. Ein frommes Herz hängt mit starken Ketten an der Vaterstadt; wo seine Wiege gestanden, möchte es auch gar gern sein Sterbebett hinstellen. Die Fremde bleibt Einem immer fremd, die Heimath aber ist die wahre Herzensfreundin, die, wie eine Zauberin, aller Sorgen Rath weiß. Auch steht mein Sinn gar nicht nach der Welt schellenlauter Lust und

Freude, und wenn mir Hageprunkerei und eitler Tand gefiele, hätte ich mir wohl in Augsburg den einen oder den andern vornehmen Gespons wählen können; denn an Freiern hat mir's gerade nicht gefehlt, aber ich zog es vor, in meine kleine liebe Vaterstadt zurückzukehren, und da fortan ein stilles, eingezognes Leben zu führen, wie es meinen Wünschen angemessen ist, obgleich mich eben hier nicht die freundlichsten Erinnerungen empfangen. Aber ich habe mir einige Leute herausgesucht, bei denen will ich bescheidentlich anklopfen und anfragen, ob sie einer freundlich Bittenden den Zehrpfennig ihrer Freundschaft schenken wollen. Um die Uebrigen will ich mich gar nicht kümmern. Zu den Auserwählten gehört auch Ihr, Frau Christine. Ihr seid so recht nach meinem Herzen und Sinne."

„Ihr macht mich ganz glücklich durch solche unerwartete Gunst," lachte die geschmeichelte Wittwe aus dem innersten Herzen, und drückte in ihrer Freude die Hand der Schmeichlerin mehrmals heftig an ihre welken Lippen. „Aber habt Ihr denn das Heirathen ganz verredet, Jungfer Marthe?" fragte sie dann treuherzig. „Der Ehestand hat zwar sein Leid, aber es blühen doch gar manche schöne Blümlein aus einem wahren Herzensbunde; man muß ihrer nur warten und zu pflegen wissen."

„Verredet hab' ich nichts, Frau Christine, und

das soll auch kein Mensch. Man kann nicht wissen, wie die Fälle kommen. Sollte ein gesetzter Mann, d. h. der nicht allzu jung mehr wäre, von guten Sitten, fleißig und sonst kein Schlenker und Schlemmer, Wohlgefallen an mir finden, so würde ich ihm mit Freuden meine Liebe schenken und nicht nach Stand und Rang fragen. Das sind eitel Nebendinge. Reichthümer brächte ich meinem Gemahl genug in's Haus, da mir meine Eltern als der einzigen Tochter ein hübsch Erbtheil hinterlassen, und ich auch die reiche Tante in Augsburg beerbe. Wir brauchten uns demnach um die ganze Welt nicht zu kümmern. Gewinnt mich Keiner lieb, wie ich ihn meine, so hab' ich zu leben und bleibe ledig."

Im Gesichte der Frau Christine stieg es auf, wie Sonnenschein. „Wie?" begann sie zögernd und mit fast zitternder Stimme, „wenn ich Euch einen Mann vorschlagen dürfte, der ganz nach Euerm Sinne wäre? Ich kenne einen solchen."

„Wißt Ihr auch, ob er mich liebt?"

„Das würde sich finden. Ich bin fest überzeugt, er würde Euch sehr lieb gewinnen. Wollt Ihr mir erlauben; Euch seinen Namen zu nennen?"

„Mit Freuden werde ich jeden Vorschlag meiner lieben, mütterlichen Freundin hören. Sind wir doch hier unter uns und ein Erröthen, das Ihr mir ablocken könntet, wird in Euerm wohlmei-

nenden Herzen zu keiner übeln Deutung Veranlassung geben."

Frau Christine nestelte verlegen an ihrem Sonntagsmieder.

„Ich muß Euch vorab auch ersuchen, mich nicht im falschen Verdacht zu haben, wenn ich Euch den Mann rühme, der sich, meines Dafürhaltens, am besten für Euch schickt, und mich keiner gemeinen Absicht dabei zu beschuldigen."

„Ich kenn' Euch zu gut, liebe Frau, um von all dem etwas annehmen zu können, und weiß, daß Ihr keiner niedern Absicht fähig seid. Sagt deßhalb getrost an, was Euch Euer edles Herz eingibt. Ein Mann, den Ihr mir empfehlt, muß ein edler Mann sein, und ich würde ihn schätzen, wenn ich auch in keine nähern Verhältnisse mit ihm käme."

„Nun, so will ich auch nicht länger zögern und Euch's gerade heraus sagen; ich meine meinen eignen Sohn, den Heinrich. Ihr werdet mir zwar entgegnen, ich sehe mit Mutteraugen; ich kann Euch aber zuschwören, er ist der bravste Mensch in der Stadt."

„Ihr überrascht mich sehr, Frau Christine. Und doch, wenn ich mir's überlege, könnt Ihr Recht haben. Sein Lob ist in Jedermanns Munde; er ist ein schöner, freundlicher Mann, und ich glaube, ich könnte ihm recht gewogen sein. Wie möcht' Ihr

denn aber wissen, daß er mir auch Liebe schenken könnte?"

„Dafür laßt mich sorgen!" entgegnete Frau Christine ganz freudig. „Er ist gar ein guter Patron und folgt mir auf's Wort; wenn ich ihm sage, er soll Euch recht von Herzen lieben, so seid versichert, daß er's thut."

„Wie schön wäre es!" rief die reiche sonst so stolze Marthe, sich vergessend, „wenn uns noch engere Bande vereinten, und ich mit Recht zu Euch sagen dürfte: lieb Mütterchen! Ich wollt Euch recht sehr lieb haben, jeden Eurer Wünsche Euch an den Augen absehen und Euch mit dem lieben Heinreich zusammen auf den Händen tragen. Ich sollte zwar nicht also reden, denn Liebe bringt Leid, ach! und mir hat sie schon großes gebracht; aber ich getraute mir's mit Euerm guten Sohne doch noch ein Mal zu versuchen. Ich wäre wohl schon lang eine Frau, wenn ich nicht so bittre Erfahrungen gemacht hätte. Ihr werdet wohl davon gehört haben, wie arg ich gekränkt und getäuscht worden bin."

„Nicht wahr, der verstorbne Bürgermeister Holzheimer? Ich kann mich nicht mehr recht auf die Einzelnheiten besinnen; die Sache ist schon lange her."

„Mein Vater, der beste und angesehenste Bürgermeister, der je diese Stadt verwaltet hat, hatte früh schon die Fähigkeiten des jungen Holzheimer

entdeckt, und dessen Vater, der ein schlichter Metzger war, wie Euch wohl bekannt sein wird, dazu vermocht, seinen Sohn studiren zu lassen. Der Alte hatte sich lange gesträubt, und oft zu meinem seligen Vater geäußert, der Junge ginge ihm eigentlich gar nichts an; wie er doch nur dazu käme, viel Geld an denselben zu wenden. Auf diese Reden hat denn mein guter Vater sich entschlossen, seine milde Hand aufzuthun, und den jungen Holzheimer, welcher große Lust zur Rechtswissenschaft bezeigt, redlich zu unterstützen. Mit Gottes und meines Vaters Hülfe hat er es auch durchgesetzt. Da er uns nun einsmals als Magister und Licentiat von Heidelberg aus besuchte, warb er bei meinem Vater um meine Hand und wir wurden ein fröhliches Brautpaar. Sobald seine Antwartschaft auf die erste erledigte Professur erfüllt sein würde, wollte er mich als sein ehelich Weib heimführen. Also lautete sein Versprechen, auf welches ich mich verließ und deßhalb große Liebe zu ihm im Herzen trug. Es vergingen einige Jahre und mein guter Vater starb. Die Bürgerschaft aber wählte den Holzheimer zu seinem Nachfolger. Um mich vom großen Schmerz etwas zu zerstreuen, hielt ich mich bei meiner Tante in Augsburg auf. Da erfuhr ich durch einen Zufall von Holzheimer's stattgefundner Wahl. Befremdet darüber, daß er mir keine Kunde hatte zukommen lassen, eile ich hierher

und finde ihn vor dem Altar mit Margaretha Kleysteuber. Es hat Jahre gekostet, eh' ich den Schlag zu verwinden vermochte, den mir solcher Wort- und Treuebruch verursacht, und noch jetzt, wenn ich daran denke, gehen mir die Augen über."

„Tröstet Euch, liebe Margarethe; wer weiß, weshalb der Herrgott dem treulosen Manne ein so kurzes Lebensziel gesetzt! Ihr lebt noch, und mein Sohn — ist er auch kein gelehrter Bürgermeister, sondern nur ein armer Stadtschreiber — wird Euch schon durch Liebe und Treue ersetzen, was jener an Euch verbrochen. Gott verzeih' ihm dort oben seine an Euch begangene Schuld! Wenn Ihr Euch sonst nicht schämt, die Frau eines Stadtschreibers zu werden, so könnt Ihr in der Ehe noch recht glücklich sein."

„Ich brauche mich des Standes eines ehrlichen braven Mannes nicht zu schämen, Frau Christine. Ich bitt' Euch, denkt nicht so unwürdig von mir."

„Stille, stille!" rief die Wittwe, „dort kömmt er. „Wir wollen uns vor der Hand gar nichts merken lassen."

„Wirklich stieg Hallauer hastigen Schritts die Stufen herauf, stutzte aber nicht wenig, die vornehme Jungfrau bei seiner Mutter zu sehen. Er machte eine ziemlich linkische Verbeugung.

„Wo bist du denn so lange geblieben, mein

Sohn?" fragte die Alte ausnehmend freundlich. „Du siehst, welch ein angenehmer Besuch uns erfreut hat."

„Ich hatte noch dringende Geschäfte," versetzte Hallauer zerstreut; „nun da ist Euch ja die Zeit nicht lang geworden." Und damit ging er ziemlich ungalant an den Weinstöcken hin und besah sich die reifen Trauben.

„Ich muß ihn erst auf sein Glück vorbereiten; er ahnet noch gar nichts," schmunzelte Frau Christine, und als sich der scheue Stadtschreiber nicht wieder sehen ließ, empfahl sich Jungfer Marthe mit Küssen, Händedrücken und den süßesten Namen. Die Alte begleitete sie wonneselig bis an die Marke des Weinbergs und sprach schon von der Hochzeit und wirthschaftlichen Einrichtung. Als sie keuchend und vor Freude zitternd wieder in der Laube anlangte, sah sie, wie ihr Sohn einige der kostbarsten Trauben eben abgeschnitten hatte und nach dem Häuschen trug.

„Wozu hast du denn diese Trauben bestimmt, mein Hennerchen?" fragte sie sonnenfreundlich.

„Zu einem Geschenk," versetzte er einsylbig und in sich gekehrt.

„Ei wen gedenkst du denn also zu erfreuen?" fuhr sie mit Fragen fort. „Wüßt' ich doch Niemanden in der Stadt, der dir in Liebe oder Freund-

schaft so nahe stände, daß du solche Person solcher Gabe werth hieltest."

„Ich aber weiß Jemanden."

„Und deine Mutter darf's nicht erfahren?"

„Auch dazu soll Rath werden."

„Du kommst mir gar seltsam vor, Heinrich! so abgebrochen, kalt und zerstreut. Selbst der ehrenwerthen Jungfer Kernmeierin fiel es auf, daß du sie kaum eines Blickes und gar keines Wortes gewürdigt."

„D i e, und ehrenwerth? Wenn die ehrenwerth wäre, hätte sie der selige Bürgermeister Holzheimer zum Weibe genommen, wie er ihr und ihrem Vater versprochen hatte."

„Du wirst doch nicht solchen gottlosen und abscheulichen Verläumdungen glauben!" eiferte die Mutter.

„Ich glaube gar nichts, weiß aber, daß Herr Holzheimer ein gelehrter, wackrer, wortgetreuer und gerechter Mann war, der seine guten Gründe dazu haben mochte, die stolze Marthe Kernmeierin sitzen zu lassen."

„Ein schöner Heide mag er gewesen sein," zürnte Frau Christine. „Ich kenne diese Geschichte."

„Ja, vielleicht aus ihrem Munde."

„Ein schwacher, ein schlechter Mann ist er gewesen, der sich von dem glatten Gesicht und der eben

so glatten Zunge der Margaretha Kleysteuberin, so wie vom Gelde ihres Großvaters, des alten Grauthaas, hat verführen lassen. Man sagt, der alte reiche Bäcker habe dem gelehrten Herrn Holzheimer, nachdem derselbe zum Bürgermeister erwählt worden, ein Gastmahl in seinem Hause gegeben und dort habe der alte Fuchs dem neuen Stadtregenten das zimpferliche Gretchen aufgeheftet."

„Mutter," sagte der Stadtschreiber mit zitternder Stimme und erbleichend, „ich bitt' Euch sehr ernstlich, sprecht von so wackern Leuten, wie die verwittwete Frau Margaretha Holzheimerin und ihr Großvater, Meister Tobias Grauthaas, sind, und wie der selige Herr Bürgermeister Holzheimer war, nicht in solchem Tone. Diese sind ehrenwerthe Leute, nicht aber die stolze Marthe. Ueber Frau Margaretha mag ich kein solches Wort wieder aus Euerm Munde hören. Ihr wißt, ich bin der Vormund ihres Sohnes. Es verdrießt mich sehr, und ich möchte gar gern in Liebe, Friede und Einigkeit mit Euch bleiben, und den kindlichen Respect in keinerlei Wege gegen Euch aus den Augen setzen."

„I Heinrich!" rief Frau Christine ganz verwundert und unruhig, „hab' ich dich doch noch niemals so sprechen hören! Wie seltsam du bist! Du hast dich ja ganz verändert. Schon gestern Abend und heute früh, eh du zur Kirche gingst, ist mir

etwas derlei an dir aufgefallen. Helf unsre liebe Frau und ihr benedeiter Sohn! Was ist mit dir vorgegangen? Du machst mir Angst, Heinrich! All ihr Heiligen! Du bist doch nicht etwa vom Glauben abgefallen und ein Calvinist oder lutherischer Ketzer geworden?"

„Macht Euch deshalb keine Sorgen," versetzte Hallauer lächelnd.

„Aber so sage doch, was dir fehlt. Hab' ich denn all dein Vertrauen verloren? War ich nicht sonst die Erste, die von deinem Kummer erfuhr, der du dein Leid klagtest, und die dich tröstete? Bin ich denn nicht mehr deine Mutter? Womit hab' ich deine Liebe verscherzt?" so rief die gute, alte Frau schluchzend, und trocknete sich die Thränen, die ihr stromweise über die verrunzelten Wangen rollten.

Dadurch gerührt, sagte der Stadtschreiber gutmüthig: „Beruhigt Euch nur; Ihr seid im vollsten Besitz meiner Kindesliebe, und wenn ich Euch etwas verschwieg, was mich seit gestern Abend bewegt, so hat das meiner Liebe zu Euch keinen Eintrag gethan. Denn ich war eben mit dem Vorsatz gekommen, Euch Alles haarklein zu bekennen, und Euch eine große Bitte an's Herz zu legen. Da störte mich erst die stolze Martha, deren Gegenwart mich baß verwunderte und nachher habt Ihr mir mit Euern übereilten Reden vollends recht weh gethan, und

mir Schweigen auferlegt, so daß mir nun alle Lust vergangen ist, Euch mein volles Herz auszuschütten."

„Hab' ich dir weh gethan mit meinen Worten, so geschah es nicht mit Absicht; deshalb vergib mir und laß mich deinen Kummer wieder theilen, wie vormals. Was hast du für Leid?"

„Liebesleid."

„Ei so laß doch hören," versetzte die Alte wieder freundlicher, „vielleicht wüßte ich guten Rath dafür."

„Ich bedarf auch Eurer Hülfe, Mutter, und könnte es nicht allein ausführen, was ich mir vorgesetzt. Ihr sollt etwas von mir erfahren, womit ich mich schon seit sieben Jahren herumgetragen, ohne es einer Menschenseele zu entdecken. Von allen Jungfrauen unsrer Stadt gefiel mir nie eine besser als Margaretha Kleysteuber, die Tochter des Stadtsyndicus, und als ich noch bei ihrem Vater als Schreiber saß, behandelte sie mich immer sehr gütig. Ich fühlte, daß ich sie im Herzen liebte, aber ich getraute mir niemals, ihr ein Sterbenswörtchen davon zu sagen. Hernach starb ihr Vater und der alte Grauthaas nahm Tochter und Enkelin wieder zu sich in sein Haus. Ich sah sie nur selten, aber meine Liebe zu ihr wuchs immer größer, obgleich mein Herz in gleichem Grade zaghafter wurde. Da wurde der hochgelahrte Holzheimer zum Bürgermeister erwählt und heirathete das schöne Gretchen.

Das schnitt mir das Herz entzwei, und war die wahrhaftige Ursache der schweren Krankheit, die ich damals zu bestehen hatte. Da ich alle Hoffnung auf Lebensglück verloren hatte, so verschwieg ich Euch all meinen Kummer, um Euch Gram zu ersparen, und trug's für mich. Nun hat es Gott gefallen, Herrn Holzheimer so früh zu sich zu nehmen, und seit seinem Hingange haben mich allmälig leise, dann stärkere Hoffnungen beschlichen, die ich mir aber wacker aus dem Sinne geschlagen, bedenkend, daß die schöne und reiche Wittib eines Bürgermeisters nicht das Eheweib eines armen Stadtschreibers werden würde. Als ich nun durch das Testament des Herrn Bürgermeisters zum Vormund seines Söhnleins bestellt wurde und deshalb mit der Mutter zu reden hatte, da wollte die alte Liebespein wieder erwachen, ich mied sie drum, so viel ich konnte. Gestern Abend aber hat mich ein Zufall in das Haus der Frau Margaretha geführt, und ich habe sie gesehen und gehört in all ihrer Schöne, in ihrer Anmuth, in ihrem großen und unbeschreiblichen Liebreiz. Seitdem steht mein Herz in lichten Liebesflammen; ich habe die ganze Nacht über kein Auge schließen können, und der heiligste Vorsatz ist in meinem Herzen erwacht, ihr die Minne, die ich viele Jahre still und treu für sie gehegt, zu erkennen zu geben; erst durch deutsame Zeichen, und so ich

bemerke, daß diese nicht unwillig aufgenommen werden, durch Worte und Liebeswerbung. Und dazu sollt Ihr mir behülflich sein. Ihr sollt ihr die Trauben schicken, die ich geschnitten, aber dabei nicht merken lassen, von wem sie kommen; ihr Herz wird es ihr schon sagen.“

Frau Christine hatte der Rede ihres Sohnes mit wachsendem sprachlosen Erstaunen gelauscht; nun brach sie fast weinend in die Worte aus: „Heinrich! Heinrich, mache dich nicht zum Gespött einer so reichen und vornehmen Frau! Wohin denkst du? Du trägst einen schmählichen Korb in's Haus. Ich kann meine Hand nicht zur Schande meines einzigen Sohnes bieten; denn ich sehe voraus, was da kommen wird. Da wüßte ich ein anderes und ein beßres Theil für dich, ein edles und wohlachtbares Mädchen, vornehm und reich, aber von guten Eigenschaften, gegen welches du zwar — ich kann nicht begreifen, aus welchem Grunde — eingenommen bist, das dir aber in Liebe gewogen ist, uud dich zu einem sehr glücklichen Manne, mich aber zur glücklichsten Mutter machen würde — —“

„Ihr meint doch nicht etwa die Marthe Kernmeierin?“ fragte der Stadtschreiber in einem zweifelhaften Tone.

„Freilich, meine ich sie, die liebe Marthe,“ versetzte Frau Christine.

„So ist's gut, und wir haben zusammen geredet," sagte Heinrich, stand rasch auf und rannte davon.

„Heinrich! Heinrich!" rief ihm die erschrockene Mutter nach, aber vergebens; und hochbekümmert packte die Wittwe zusammen, um sich nach Hause zu begeben, bei sich erwägend, was sie doch heute Seltsames erlebt und erfahren habe.

Bei'm Rathsherrn und Bäckermeister Johann Tobias Grauthaus war groß Traktament zu Ehren des spanischen Hauptmanns. Geladen waren der Bürgermeister, die Rathsherren, die Geistlichkeit der Stadt, der kurfürstliche Stadtschultheiß nebst seinen Schöffen und deren Weiber, und Aller Neugier spannte auf den Fremden, über den, seit drei Tagen der einzige Gegenstand der Stadtgespräche, eine Wundermähr die andre jagte, jede toller und abenteuerlicher als die frühere. Der alte vierundsiebzigjährige Hausvater schritt, in die warme Schaube gehüllt, mit freundlichem Anstand durch die Gäste und reichte seine alterdürre Hand zur Begrüßung umher. Er sah dabei so vornehm-bürgerlich pfiffig aus, als könne er sich was Rechtes auf sich selbst zu Gute thun, und sei durch große und merkwürdige Lebenserfahrungen zu einer absonderlichen Weis-

heit und Untrüglichkeit gelangt. In dieser bürgerlichen Sicherheit standen ihm keineswegs seine Kinder nach; sie ist ein Ergebniß des Reichthums und reicher Leute Kinder, vorzüglich des Bürger- und Handwerkstandes haben sich zu aller Zeit einer gewissen impertinenten Flegelei beflissen, die ihnen in ihren eignen Augen einen sehr hohen Werth beilegt. Besonders fertig und ausgezeichnet darin war Meister Martin Grauthaas, Obermeister der Metzgerzunft, ein vierschrötiger braungesichtiger Mann, dessen Dummheit nnd Unverschämtheit sich die Wage hielten. Der Stolz der Familie waren drei Glieder derselben in absteigender Linie, die älteste Tochter des Hauses, Frau Veronica, Wittwe des Stadtsyndicus Kleysteuber, dann deren Tochter, Frau Margaretha, Wittwe des Bürgermeisters Holzheimer, und endlich das Söhnlein der Letztern, der dreijährige Hans Holzheimer. Frau Veronica legte Alles darauf an, ihrem und ihrer Tochter Stand Ehre zu machen, und sah auf ihre Brüder und Schwestern als die Diener ihres Glanzes herab, und diese waren albern genug, sich auf diese Dienerschaft noch viel einzubilden, und sich willig zu Pferden herzugeben, welche die hochmüthige Frau vor den ihrer Tochter bestimmten Triumpfwagen spannte. Auf Margarethens Verherrlichung war am Ende Alles abgesehen, die schöne Bürgermeisterswittwe war der Phocus, in welchem

sich alle Strahlen des Hauses vereinigten. Selbst die alte Großmutter, Frau Anna Grauthaas, behandelte die vornehme Enkelin mit einem gewissen Respect, und Margaretha's Söhnchen wurde im ganzen Hause nur mit dem Ehrennamen „das Herrlein" belegt.

Don Juan von Felsheim, der spanische Hauptmann, stand neben der jungen reizenden Bürgermeisterswittwe und war in so reiche und kostbare Kleider seiner Nation gekleidet, mit goldnen Ketten und anderm Zierrath behangen, daß man einen General oder Fürsten in ihm zu erblicken wähnen durfte. Mit der seinem Volke eignen freundlichen Würde beugte er sich oft zu der in Anmuth und Liebreiz strahlenden Frau hin, und flüsterte ihr süße Worte zu, welche aber von ihr keineswegs so beifällig aufgenommen wurden, wie sich aus der vornehmthuigen Narrheit ihrer nächsten Blutsverwandten schließen ließ; denn sonderbar genug war sie, auf die alle Andern stolz waren, die demüthigste, sie gerade machte die Ausnahme und hatte ein bescheidenes stilles Wesen, das mit der Eigenthümlichkeit der Ihrigen scharf contrastirte. Diese Tugend war noch eine Frucht des edeln Mannes, der ihr nicht nur Gatte, sondern Lehrer, Erzieher, Bildner gewesen war, und der die Grundsätze der Humanität, welche die Reformation in die Welt hervorgerufen, von der Universität Heidelberg mitgebracht

und in sein Haus verpflanzt hatte. Heute, wo die ganze Familie Grauthaas den rathsherrlichen Prunk herausgelegt hatte, erschien sie in einem einfachen Gewand, das zwar des nun abgelegten Wittwenschleiers entbehrte, aber immer noch deutlich genug an ihren großen Verlust erinnerte. Je einfacher und weiblich würdiger Frau Margaretha heute auftrat, desto hochmüthiger warf ihre Mutter den Kopf, desto dreister glotzte der Metzgerobermeister umher, desto schlauer und wichtiger thuend lächelte der alte Hausvater, und Frau Anna ließ sogar hören, wie sie ihren Urenkel nachdrücklich „gnädiges Herrlein" nannte. Im Verein mit dem, was die Gäste schon aus der Trompete der Fama vernommen, mußten sie, aus diesen Zeichen schließend, etwas Außerordentliches erwarten; sie thaten es, und täuschten sich nicht. Als auf die Einladung des Metzgers, der den Tafelmeister machte, Jedermann den ihm angewiesenen Platz eingenommen hatte, blieb der silberhaarige Greis stehen, und streifte mit einem seelenvergnügten Blicke über die Gesichter seiner Gäste hin nach dem braunen schwarzbebaarten Gesicht des edeln Spaniers, der neben Frau Margaretha Holzheimer den Ehrenplatz einnahm, und erhob die freudezitternde Stimme in den Worten: „Ehrenwerthe Frauen, sonderlich hochgeehrte Herren, werthe Gäste allsammt, indem ich Euch für die Ehre dank

so Ihr mir anthut, an meinem Tische heute vorlieb zu nehmen, halt' ich's für Pflicht, Euch mit den glücklichen Ereignissen bekannt zu machen, welche dieser Tage meinem Hause widerfahren sind. Ihr wißt, wie ich gesonnen bin, künftigen Monat mit meiner feinen Ehewirthin die goldne Hochzeit zu begehen und wie ich mich darauf nach mancherlei Art schon vorbereitet habe. Nun hat mir der Himmel mit all seinen Heiligen und mein besonders verehrter Schutzpatron St. Martinus dieses Fest zu einem noch größern und schönern machen wollen, als ich jemals geahnet, so daß ich daraus klar und deutlich erkennen kann, wie ich Gott und den Heiligen lieb und angenehm bin, und sie mich in meinem hohen Alter solcher Freude und großen Ehre werth halten, wie mir durch ihre Gnade zu Theil geworden ist. Hört denn und vernehmt die frohe Mähr, welche uns durch den gegenwärtigen hochachtbaren und hochzuverehrenden Herrn Hauptmann Sr. allergnädigsten Majestät des erhabenen und glorreichen Königs von Spanien, Don Juan von Felsheim, Marquis de la Popola, — — nennt gefälligst Eure ehrenwerthen Titel selbst, vielgeliebter Vetter und Freund."

„Marquis de la Popola, Herr von Torquejos, Ritter von San-Cruce und Quadalmana," sprach der Spanier mit bausbackigem Anstande."

„Ich dank' Euch, Vetter und Freund, sagte der alte Bäckermeister mit selbstgenügsamem Nachdruck, und hielt einige Augenblicke inne, um mit Wohlbehagen die Wirkung zu beobachten, welche diese erste Salve auf den Gesichtern seiner Gäste hervorgebracht habe; dann fuhr er mit stolzer Selbstzufriedenheit fort: „Ja mein armes Haus genießt der großen Ehre, mit jenem reichen und vornehmen spanischen Edelmann sehr nah verwandt zu sein.“ Der Hauptmann nickte mit Geringschätzung auf die Gäste herab. „Doch edler Vetter, wie Ihr mir huldreich vergönnt habt, Euch zu nennen, tapfrer, ruhmgekrönter Don Juan von Felsheim, habt die Gnade, die seltsame Geschichte meinen verehrten Gästen selbst zu erzählen; aus Euerm Munde nimmt sie sich doch am schönsten aus, und Niemand wird eher einen Bissen essen, noch einen Schluck Wein trinken können, bis männiglich erfahren hat, wie es mit unsrer Verwandtschaft zusammenhängt. Laßt Euch erbitten!“

Aller Augen waren nun auf den Spanier gerichtet, der mit hochmüthig aufgeworfnem Munde also begann: „Meinen lieben Basen und Vettern, vorzüglich meiner schönen Nachbarin zu Gefallen, will ich den Anwesenden die Ehre anthun und erzählen.“ Er nahm ein Glas starken spanischen Wein zu sich, der, eigens für ihn bestimmt, vor ihm stand, räusperte

sich und sprach: „Der Graf Nuñez de la Espinosa, Ritter des goldnen Vließes und erster Kämmerer des höchstseligen Königs und Kaisers Don Carlos Majestät, hatte zwei Töchter, Josefa und Maria. Don Nuñez folgte dem Kaiser auf all seinen Zügen nach Deutschland und den Niederlanden, und die beiden Donna's begleiteten nicht selten den Hof, ja als im Jahre 1541 der König von Gent, wohin er des dortigen Aufstandes wegen geeilt war, nach Algier zog, um die Raubstaaten zu bekriegen, blieben die beiden Gräfinnen in Gent zurück. Die älteste Josefa lernte dort einen jungen deutschen Fürsten von Anhalt kennen; er gestand ihr seine Liebe und sie erwiederte die minnigliche Glut. Das größte Hinderniß ihrer Verbindung war aber, daß der Fürst der lutherischen Ketzerei angehörte. Ihre leidenschaftliche Liebeslust kehrte sich aber daran nicht; sie legte sich keine Fesseln an, und als es ein Mal so weit gekommen war, versprach er ihr heilig und eidlich zur alleinseligmachenden Kirche überzutreten, sich dem Kaiser zu Füßen zu werfen, und ihr dann als ehelich Gemahl nach Spanien zu folgen. Erst wollte er aber in seiner Heimath all seine Sachen bestellen, und deshalb nach Hause reisen. Donna Josefa wollte ihren Geliebten nicht lassen: ihr ahnete nichts Gutes; sie heulte und schrie und konnte sich nicht aus seinen Armen losmachen. Der Prinz war

noch nicht lange fort, da kam auch schon die Nachricht, daß er zu Hause Todes verblichen sei. Es war seinen Brüdern und Vettern gesteckt worden, womit er umgehe, und diese hatten ihn aus dem Wege geschafft. Donna Josefa fühlte in der größten Noth auch bald die Folgen ihrer Liebe; sie entdeckte sich ihrer Schwester und Beide wandten sich an eine mächtige deutsche Gräfin. Diese vornehme Frau schlug sich sofort in's Mittel und nahm Donna Josefa unter'm Vorwande einer Krankheit mit auf ihre Güter. Dort genas sie eines Knäbleins. Auf diesem Gute kaufte ein Metzger aus hiesiger Stadt oft fette Ochsen, die er zu jener Zeit gerade zum neuen Reichsheer, das gegen die Türken zusammengebracht war, trieb. Er war arm und brauchte sein Weib dazu, das Vieh mittreiben zu helfen. Die junge Frau war auch gesegneten Leibes und kam in einem Ochsenstall des Gutes — wahrscheinlich in Folge der allzugroßen Anstrengung — mit einem todten Kinde nieder. Dieser Umstand veranlaßte die deutsche Gräfin, dem Metzger und seinem Eheweibe das Knäblein der Gräfin Josefa mit einer bedeutenden Geldsumme zu übergeben. Der Metzger hieß Sebastian Holzheimer, das Kind aber wurde auf seinen Namen Hans Christoph Holzheimer getauft. Donna Josefa kehrte später nach Spanien zurück und wurde die Gemahlin des Herzogs von Mon-

teleone. Ihre jüngere Schwester Donna Maria wurde später die Gemahlin des deutschen Ritters von Felsheim und lebte mit ihm theils in Deutschland, theils in Spanien. Ich bin ihr Sohn. Als meine Tante, die Herzogin von Monteleone, im vorigen Jahre zum Sterben kam, ließ sie mich rufen und ermahnte mich in Beisein ihres Beichtvaters, des Paters San Philippo, wenn ich nach Deutschland käme, hierher in euer Städtlein zu reisen, und hier einen gewissen Hans Christoph Holzheimer aufzusuchen, welcher ihr und des Fürsten von Anhalt leiblicher Sohn, so wie der Erbe ihrer Güter sei. Die Herzogin hatte nämlich weiter keine Kinder. Sie erzählte mir ihre Liebes- und Leidensgeschichte, übergab mir die nöthigen Documente, der Pater San Philippo setzte eine Urkunde über die Aussage der Herzogin auf, und so starb die gute Tante beruhigt in meinen Armen. Der Aufstand der niederländischen Rebellen führte im vorigen Jahre ein neues spanisches Heer in die empörten Provinzen. Ich erhielt Kriegsdienste unter den Fahnen des Herzogs von Parma und habe mir Ruhm erkämpft. Kaum aber hatten wir etwas Luft, so eilte ich hierher, und finde zu meinem Bedauern meinen Vetter den Grafen de Balbao — denn diesen Namen hat ihm seine Mutter hinterlassen — ebenfalls todt, dafür aber lebt ihm zum Glück ein Sohn, der der Erbe

seines Namens, Standes und seiner Güter ist, es lebt seine liebenswürdige Wittwe, der ich meine ganze Huldigung darbringe, es leben ihre braven Verwandten, an denen Allen es mir nun vergönnt ist, das ihnen von meiner Tante zugefügte Unrecht wieder gut zu machen und den Schatten der Herzogin zu versöhnen. Ich umarme hiermit meine Muhme als Gräfin de Balbao, meinen kleinen Vetter als Grafen de Balbao und trinke Beider Gesundheit!"

Der hochmüthige Sprecher drückte der schönen Wittwe einen feurigen Kuß auf die frischen Lippen, der, man sah es, mit Widerwillen geduldet wurde, küßte ebenso das Kind, das ihm die vor Freuden flammende Urgroßmutter hinhielt und ergriff dann sein gefülltes Glas und rief: „Die Gräfin de Balbao lebe und ihr Sohn, der Graf de Balbao!"

Die Gäste, die zeither mit offnen Mäulern, wie versteinert da gesessen hatten, fuhren jetzt zusammen, wie aus tiefem Schlaf erwachend, und nahmen ihre Gläser zur Hand. Man trank und erholte sich vom ungeheuern Erstaunen. Die Weiber weinten, die Männer schnitten wunderliche Gesichter, und wenn die Geschichte dem Einen und Andern etwas gar zu abenteuerlich vorkam, so durfte hier doch Niemand einen Zweifel laut werden lassen, und Alle schütteten nun ihre Gratulationen, wie aus ungeheuern uner-

schöpflichen Schläuchen auf die in einem Wonnenmeere schwimmende Bäckerfamilie aus. Frau Veronica zupfte die Kanten an ihrer Haube noch einmal so lang und titulirte ihre Tochter Frau Gräfin, und die alte Frau Anna knixte vor ihrem gräflichen Urenkel mit tiefstem Respect; der Metzgerobermeister blies die rothen Backen wie Kugeln auf und warf die stieren Augen herausfordernd umher, ob Einer da sei, der sich an Vornehmheit mit ihm zu messen vermöchte. Der alte Meister Tobias ließ sich von Bürgermeister und Rathsherrn die Hand respectvoll drücken und blickte mit thränender Glückseligkeit, die seine greisen Züge verklärte, auf die neugebackene Gräfin und den winzigen Grafen.

Nach dieser geistigen Vorkost wurde materielle Speise aufgetragen, daß die Tafel brechen mochte. Meister Martin hatte für die Braten und Würste gesorgt und der Hausherr für das Backwerk; es fehlte nicht an Leckereien und trefflichen Weinen; man erging sich in breiten Gesprächen über die vernommene Geschichte und erinnerte sich gehört zu haben, wie die Frau des Metzgermeisters Sebastian Holzheimer ihr neugebornes Kind, welches der nachherige gelehrte Bürgermeister geworden, von einer Reise mitgebracht; die spanischen Documente, welche Niemand verstand, wurden zur Beglaubigung herumgegeben, man hielt sich aber lieber an Gegenstände,

die man eher klein kriegen konnte, und da Pfaffen und Weiber unter den Tischgästen waren, so wurden Alle bald ausgelassen lustig, und eh' der Abend kam, lagen zur Ehre und Gesundheit der neuen Gräflichkeit des Hauses Bürgermeister, Rathsherrn und Geistlichkeit übereinander unter dem Tische, und nur der tapfere Don Juan war von der Masse des Weins, die er in sich gegossen, unbesiegt geblieben und documentirte somit augenscheinlich seine Abkunft von altdeutschem Heldenblute.

War es ein Wunder, wenn die Kunde von des verstorbenen Bürgermeisters fürstlicher Abkunft nicht nur die ganze Stadt, sondern die Umgegend weit und breit in Allarm brachte? daß man die Geschichte vergrößerte, entstellte, bestritt und bis zum Ekel beschwatzte? Dazu erfuhr man, daß der alte Meister Grauthaas ungeheure Vorräthe anschaffe, um zu Ehren seines vornehmen Vetters, seiner Enkelin und seines Enkels ein Fest zu geben, wie die Stadt noch keins gesehen. Die beste Gelegenheit dazu bot ihm die Feier seiner goldnen Hochzeit, welche auf den fünften Tag des nächsten Monats October fiel. War erst schon von der großen Bretzel und der ungeheuern Wurst, die diesen Tag verherrlichen sollten, viel die Rede gewesen, so erzählte man sich nun,

daß beide noch ein Mal so groß werden würden, daß auf dem Anger so viel Tische und Tafeln, als aufzutreiben wären, reichlich mit den besten Speisen und Getränken besetzt und die ganze Stadt, so wie alle Fremden, welche sich zu Ehren des Hauses Grauthaas einstellen würden, freundlichst zu Gaste gebeten sein würden, daß man mitten auf dem Anger einen Springbrunnen machen werde, der allein Wein aussprudeln solle, und dergleichen Herrlichkeiten mehr; ferner hieß es, werde die Stadt dem Grauthaas'schen Ehepaar, so wie dem spanischen Ritter und der Frau Gräfin einen großen Herbst veranstalten, und zwar eine Woche hernach am zwölften October. Aus allen Weinbergen sollte der Tag mit dem Donnergekrach der Böller begrüßt, dann überall die Weinlese begonnen werden, zu Mittag sollte die Grauthaas'sche Familie abgeholt und ihr auf dem Anger ein Geschenk mit den besten Trauben gemacht werden; auf dem Rathhause sollte großes Banket sein und die übrige Einwohnerschaft auf dem Anger tanzen. Auch damit war's noch nicht genug. Bald hieß es allgemein, der vornehme spanische Don Felsheim werde seine Muhme, die Frau Gräfin heirathen, er habe bei ihrer Mutter und ihrem Großvater bereits um ihre Hand angehalten und das Jawort sei ihm gegeben; um dem Glanz des Festes auf's Höchste zu treiben, werde die Hochzeit des Spaniers

mit Frau Margaretha mit der goldnen Hochzeit zusammen gefeiert werden. Die begeisterte Freude des Volks über die zu erwartenden Herrlichkeiten stieg durch diese letzte Nachricht auf's Höchste. Die Zünfte übten sich in ihren Umzügen und Tänzen, die Küfer und Böttcher in Eibenhausen im Reifentanz, die Schmiede, Schlosser, Schuster, Tuch- und Leinweber im Schwertertanz auf dem Rathhause, die Metzger sammelten und bereiteten sich zur Aufertigung der großen Wurst vor und die Bäcker studirten an dem Bretzelungeheuer. Die Kupferschmiede vergrößerten die größte Pfanne der einige Stunden entfernten Saline; denn darin sollte die Wurst gesotten werden; und die Maurer bauten einen Backofen, worin die Bretzel gebacken werden sollte. Es war ein Leben und Treiben in der Stadt, wie es seit Menschengedenken nicht gewesen war, und überall sah man frohe Gesichter. Nur drei waren davon ausgenommen, und darunter befand sich eins, von dem man es am wenigsten vermuthet hätte. Dieß gehörte der Frau Margarethe Holzheimer oder vielmehr der Frau Gräfin, wie man sie jetzt allgemein nannte, der, nach dem Begriffe der ganzen Stadt, so glücklichen Braut des Ritters Don Juan. Die beiden Andern trugen der Stadtschreiber Hallauer und seine Mutter. Frau Margarethe, von den Zierhöfeleien des Spaniers bedrängt, die sie von allen

ihren Verwandten nicht nur gebilligt, sondern sogar hoch gepriesen sah, hatte doch nicht Kraft genug, denselben ernst zurückweisend zu begegnen. Don Juan hatte auf die ganze Familie einen solchen Zauber ausgeübt, Aller Mund strömte stets von seinem Lobe über, daß die junge Wittwe es nicht wagte, ihrer Abneigung gegen ihn Worte zu geben. Sie schob diese unangenehme Nothwendigkeit auf, bis der Spanier mit einer förmlichen Werbung hervortreten werde. Als sie am nächsten Sanntage aus der Kirche heimgekehrt war, sah sie mit Verwunderung einen langen Zug über die Straße auf den Rosenberg zukommen, ihre Verwandten, Alle festlich geschmückt. Voran ging der Ritter, die Großmutter Anna führend, die rechts und links nach allen Fenstern schaute und sich stets freundlich verneigte, wenn sie auch Niemand gegrüßt hatte; ihm folgte Meister Tobias, der Großvater, und hatte seine Tochter Veronica, Margarethen's Mutter, am Arm; Meister Martin, der Metzger, führte eine andre Schwester; ihm nach ein Bruder, auch ein Bäcker, der sich mit Martin's Frau gepaart, und so ging es fort, Brüder und Schwestern, lauter Kinder des gesegneten Grauthaas'schen Hauses, und deren Weiber und Männer nebst großen und kleinen Kindern, deren erstere zum Theil auch schon verheirathet die Gesponse ebenfalls mitgebracht hatten.

Sobald das Häuflein die Stube gefüllt hatte, traten Meister Tobias und seine Ehehälfte, den Spanier in ihrer Mitte, den sie an den Händen gefaßt hatten, vor Margaretha.

„Hier bringen wir den Mann, der um dich geworben hat und dem wir Alle deine Person zugesagt haben,“ berichtete der Großvater triumphirend.“ Reich' ihm deine Hand dar, Gretchen, und mit der Hand dein Herzlein. Wir sind gekommen, bei dir Verlobung zu feiern, wechselt die Ringe und küßt Euch Kinderchen!“

„Aber, Großvater,“ versetzte die junge Wittwe betreten und erglühend, wie eine Purpurrose, „wie könnt Ihr mir Solches anmuthen, da doch mein seliger Herr noch kein Jahr unter der Erde und die Trauerzeit der Wittwe noch nicht vorüber ist. Hätte er mit all seiner Liebe das um mich verdient, daß ich, eh noch Gras auf seinem Hügel sproßt, einem Andern gehörte?“

„Mein Kind, du würdest allerdings eine Sünde begehen,“ sagte die Großmutter, „wenn der Herr Ritter nicht des seligen Herrn Grafen leiblicher Geschwisterkindsvetter wäre; aber so ist Herr Don Juan der Mann, der dich in die rechten Ehren einsetzen wird, und der selige Herr würde dir es selbst rathen, wenn er könnte. Dieß ist eine Ausnahme,

die Jedermann gut heißen wird. Und drum feiern wir sogleich Verlobung.“

„Großvater!“ rief Margaretha angstvoll, „habt ihr denn die Clausel im Testamente meines seligen Herrn ganz vergessen. Ich darf mich ja jetzt nicht verloben.“

„Was ist das für eine Clausel?“ fragte Don Juan.

„Der selige Herr Graf,“ gab Meister Tobias Bescheid,“ hat die Grete und den kleinen Hans absonderlich geliebt. Als es nun mit ihm zum Sterben ging, hat er den Stadtschreiber rufen lassen und demselben ein Testament dictirt; darin steht, daß sie sich des Kindes fein annehmen und gut erziehen soll; falls sie aber noch vor Ablauf des Trauerjahres sich mit einem andern Manne verlobe, solle ihr die Erziehung des Kindes nicht anvertraut bleiben, sondern Hans der Frau des Stadtwaibels Gutgesell übergeben werden, welche eine Tochter des Metzgermeisters Holzheimer ist und also zu Lebzeiten des Herrn Grafen für dessen Schwester galt. Das ist die Clausel.“

„O geliebte Sennora,“ haranguirte sie der Spanier pathetisch und zog ihre Hand an seine Lippen, „um solcher Kleinigkeit wegen wollen wir unser Glück nicht aufschieben.“

„Die Clausel hat keinen Grund mehr,“ eiferte

Meister Tobias, „die Gutgesellin ist des Herrn Grafen Schwester nicht gewesen; der Herr Ritter ist aber des Herrn Grafen Vetter, und der junge Graf Hans muß standesmäßig erzogen werden.“

„Es wird auch gar Niemanden einfallen, Einspruch zu thun,“ warf Meister Martin auf, „und Gutgesell nebst seiner Frau haben viel zu großen Respect vor uns, und das mit Recht. Ich wollte es ihnen auch nicht gerathen haben. Das Testament gilt nichts und wir halten heute Verlobung.“

„Schäme dich nicht, mein Puttchen,“ tröstete Frau Veronica. „Wenn so ein Freier gekommen wäre, ich hätte ihn acht Tage nach meines Mannes Hingang geheirathet.“

„So laßt uns doch warten bis das Trauerjahr vorüber ist,“ weinte Margaretha.

„Ei da würde uns ja die schönste Freude verdorben,“ erwiederte der Großvater, „deine Hochzeit mit unsrer goldnen zusammen zu feiern. Das muß durchaus ein Fest werden, ein großes prächtiges, wie diese Stadt noch keins gesehen hat, und nach Jahrhunderten noch soll man von dieser Doppelhochzeit erzählen. Diese Lust laß ich mir nicht durch eine nichtsbedeutende Testamentsclausel versalzen. Wir feiern heute Verlobung.“

„Angebetete Sennora,“ krähte Don Juan wieder, „jeder Aufschub wäre das größte Unglück für

mich. Meine Liebespein ist brennend heiß, und die Ehre meines verstorbnen Vetters erheischt, daß ich Euch so schnell als möglich in's Ehebett führe. Dieß Testament zerhau' ich mit meinem Degen. Seid glücklich, bald, in wenigen Wochen schon, in meinem Besitz; Ihr verdient es, und seid es Euerm verstorbnen Gemahl auch schuldig, Euch bald in das rechte Glück und Euern wahren Rang zu setzen, so wie auch mich zu beglücken. Ich lasse mich nicht wieder abweisen; das ertrüge kein Spanier, am wenigsten der Neffe eines Herzogs, der Euer Vetter ist. Wir feiern Verlobung heute."

„Wir feiern Verlobung heute," erscholl es im großen Chor. Und Veronica zog ihre Tochter zum Ritter hin; Margaretha war überschrieeen, betäubt und wagte nicht mehr zu widersprechen. Der Großvater legte ihre Hände zusammen und verlobte sie feierlich. Die wonnetrunkene Familie herzte und küßte sich, man aß und trank, scherzte und lachte; und Don Juan sagte seiner Braut mit steifer Höflichkeit die abgeschmacktesten Süßigkeiten. Margaretha aber war still und in sich gekehrt, und obgleich sie sich gestehen mußte, daß ihr Verlobter ein jüngerer und weit schönerer Mann sei, als ihr verstorbener Ehewirth, so konnte sie doch den ganzen Tag über den letztern nicht aus dem Gedächtniß bringen, und unwillkührlich entstieg je zuweilen ihrer belasteten

Brust ein Seufzer, entquoll ihren Augen eine Thräne. —

Seit diesem Tage hatte Frau Margaretha ihre Heiterkeit verloren; sie wußte selbst nicht, wie unerklärlich wunderlich ihr zu Sinne geworden war, seit das irdische Glück in solcher Fülle sie überschüttet hatte; mit jedem Tage, der sie der verhängnißvollen Hochzeit näher brachte, wurde ihr das Herz schwerer, mit jedem Glückwunsche, den man ihr darbrachte, bohrte sich ihr ein Dolch hindurch, und es wollte ihr nicht anders gemahnen, als müsse sie in den Tod gehen. Wenn Don Juan von seinen und ihres Söhnleins Gütern in Spanien redete, wohin sie ihm folgen sollte, erfaßte sie ein Grausen, und die gesteigerte Verehrung der Leute dünkte ihr Hohn und Spott. Je mehr ihre Umgebung in toller Freude schwärmte, desto schlimmer erschien ihr ihre Lage. Deshalb strömten ihre Thränen gar reichlich, wenn sie in ihrem Hause einsam saß oder mit ihrem Kinde zu Bette lag, und ihres verstorbenen Herrn gedachte. Dann mußte sie unwillkührlich Vergleiche anstellen, und die dreiste Großprahlerei des Ritters von Felsheim kam gegen das edle, sanfte und bescheidne Wesen des Seligen sehr in Rückstand. Sie fühlte es immer mehr, daß sie den Ritter nicht liebe und niemals werde lieben können; sie hatte sich blenden und überrumpeln lassen, je näher sie aber ihren

Verlobten kennen lernte, um so tiefer sah sie, und es stiegen allmählig leise Zweifel gegen den Ritter, wie dumpfe Ahnungen, in ihrer Brust auf. Sie fühlte es an seinem Benehmen, daß sie auch nicht von ihm geliebt werde, so viel Mühe er sich auch gab, ihr dieß glauben zu machen, und oft überraschte sie irgend eine Gemeinheit, die er, sich vergessend beging, die, wenn auch an sich eben nicht bedeutend, ihr doch wehe that und sie um so mehr verletzte, da sie von ihr allein bemerkt und gefühlt wurde. Allen Andern im Hause waren des Ritters Worte und Handlungen untrügliche Orakelsprüche. So fiel es ihr z. B. sehr auf, daß der sonst lächerlich stolze, aufgeblasene und übermüthige Spanier, der Sohn einer reichen Gräfin und der Neffe eines Herzogs, sich doch in den Weinkneipen herumtrieb und sich dort nicht selten, wie ihr bald zu Ohren kam, ziemlich plebeig machte. Dazu kamen noch andre Ereignisse, die ihre Besorgniß zu erregen geeignet waren. Es wurde vom regierenden Bürgermeister mißfällig bemerkt, daß das gemeine Volk der Stadt den Ritter vergötterte und die Grauthaassche Familie dazu, und überall, wo der Spanier oder ein Glied dieses Hauses sich sehen ließ, in Jubel ausbrach und in Erfindung und Ausführung von Ehrenbezeigungen sich unerschöpflich zeigte. Der Bürgermeister, sonst das oberste Haupt der Stadt

und als solches am höchsten geehrt vor und von allem Volke, war durch die Ereignisse der letzten Zeit ganz in das Hintertreffen gekommen und wurde über die Erhebung des Grauthaasschen Hauses und den Ritter kaum mehr beachtet. Der ehrgeizige Mann, sich darüber gekränkt fühlend, hatte nun ein scharfes Auge auf den Ritter, und was Frau Margaretha's reines Gefühl bemerkt, das nahm seine beleidigte Eitelkeit wahr, was sie aber im stillen Busen verschloß, das sprach der mächtige Stadtregent laut aus, und die Kunde seiner mitleidigen Aeußerungen gelangte bald in das Grauthaassche Haus und brachte dort böse Wirkungen hervor.

Frau Margaretha saß, von trüben Ahnungen befangen, auf ihrem Zimmer und war mit ihrem Knaben beschäftigt; das Abendroth warf durch die Scheibenfenster runde zitternde Bilder hell und farbig auf die weißen Bettvorhänge und die Möbeln; vor ihr auf dem Tische stand ein Korb mit köstlichen Trauben, Pflaumen und Birnen, hie und da blickte eine verwelkte Herbstblume hindurch. Von all den Früchten war aber keine — man sah es — angerührt und so oft das Kind auch seine Händchen verlangend darnach ausstreckte, die Mutter verwehrte ihm jedesmal eigensinnig die kleine Gabe. Da sah

sie den Ritter über die Straße auf ihr Haus zukommen, und absichtlich stellte sie den Korb mit den Früchten vorn an, daß er sogleich in die Augen springen mußte. Der Spanier schritt gravitätisch in das Zimmer und erkundigte sich nach dem Befinden seiner Braut; Margaretha war wortkarg.

„Da habt Ihr ja wieder gar köstliche Früchte," sagte er, sich eine Traube zulangend, „sind die aus Euerm Weinberge?"

„Woher sie sind, werdet Ihr wohl am besten wissen," versetzte Margaretha.

„Ich? Bin ich mit Euern Weinbergen schon so bekannt, daß ich's jeder Traube ansehen kann, wo sie gewachsen ist?"

„Habt Ihr nicht selbst merken lassen, daß die sinnigen Geschenke, die ich zeither von unbekannter Hand empfangen, von Euch herrühren?"

„Ja so! Nun seht, herzliebste Braut, die Hand mag ich allerdings dabei im Spiele haben. Wie das so zu gehen pflegt. Ich selbst habe sie Euch nun eben nicht geschickt, aber ich habe sie bestellt, um Euch meinen getreuen Minnedienst an den Tag zu legen. Laßt sie uns auf das Glück unsrer Liebe gesund verzehren."

„Also nicht Ihr selbst?" rief die schöne Wittwe entrüstet; „es ist nur eine bestellte Waare?"

„Nun, Närrchen, was ist's denn weiter? Ich

habe dich zur Gräfin gemacht, ich mache dich zu meiner Frau und wer weiß wozu noch Alles. Ist dir das nicht genug? Was soll ich dir auch noch solchen Kram schicken? Ich hab's befohlen, und damit gut."

„Ich dank' Euch für diese gnädigen Befehle," sagte Margaretha, über die Rohheit des Verlobten empört. „Laßt Euch die Früchte, die auf Euern Befehl hier sind, wohl schmecken. Bemüht Euch übrigens dieserhalb ferner nicht mehr. Ihr wißt, ich habe meinen eignen Weinberg."

„Wollt Ihr mir nicht Gesellschaft leisten, schöne Braut?"

„Ich danke. Sie stehen schon zwei Tage unangerührt; mir ahnete doch etwas."

„Ihr schmollt ein wenig, und seid um so unwiderstehlicher liebenswürdig. Aber bedenkt wohl, welcher Ehre ich Euch würdige. In Madrid konnte ich zehn geborne Gräfinnen haben; man zog mich allen Männern vor; ich hätte bei manchem Herzog um die Tochter werben können und wäre nicht abgewiesen worden."

„O wäret Ihr dort geblieben und hättet eine Eurer vornehmen Landesmänninnen beglückt!" seufzte Margaretha.

„Ihr seid heute nicht bei guter Laune," warf der Ritter pikirt hin, „deshalb will ich Euch meine

Gegenwart auch nicht länger gönnen. Bessert Euch, daß es besser sei, wenn ich wiederkomme.“ — Mit diesen im Tone des Befehls ausgesprochenen Worten nahm er die Thüre in die Hand, warf sich in die Brust und schritt in stolzer Haltung dem „grünen Würzgärtlein“ zu. Frau Margaretha konnte die Thränen des Verdrusses nicht zurückhalten, den ihr solche unwürdige Behandlung erregt, und schluchzend drückte sie ihren Knaben an die Brust, der sie in kindlicher Unschuld nach ihrem Kummer fragte. Da klopfte es leise an die Thüre. Die Weingärtnersfrau, welche ihr zeither die Geschenke gebracht hatte, lauschte herein und fragte: „Seid Ihr allein, gnädige Frau? So Schönes, wie heute, brachte ich Euch noch nie. Das sind Früchte, die nicht auf deutschem Grund und Boden gewachsen sind, so golden, so herrlich, daß Einem das Herz im Leibe lacht.“

Aber Margaretha würdigte sie keines Blickes, sondern sagte mürrisch: „Nehmt Eure Geschenke nur wieder mit, Frau. Ihr habt mir immer nicht gestehen wollen, von wem sie sind; jetzt weiß ich's. Aber solche bestellte und erkaufte Waare erfreut mich nicht. Sagt dem, der Euch schickt, er möge die Früchte selbst essen.“

Die Frau wollte ein gut Wort einlegen, aber Frau Margaretha rief ärgerlich: „Fort! fort! Ihr

seid mir zuwider mit Eurer erkauften Zwischenträgerei.“ Und die bestürzte Ueberbringerin entfernte sich schnell.

Die schöne Wittwe weinte die Nacht über viel, und schickte manch inbrünstiges Gebet zum Himmel, sie aus der Bedrängniß zu erretten, in welche sie sich versetzt sah. Aber leider sollte diese am folgenden Morgen noch vergrößert werden. Kaum hatte sie ihr Frühstück zu sich genommen als eine würdige Frau mit tief bekümmertem Gesichte zu ihr eintrat.

„Ei, Frau Hallauerin,“ redete Margaretha derselben entgegen, „was verschafft mir doch ein Mal Euern lieben Besuch und zwar schon in solcher Frühe?“

„Das werdet Ihr wohl recht gut wissen, gnädige Frau Gräfin. Angst und Verzweiflung treiben mich zu Euch.“

„Ach laßt doch den Schnack mit der Gräfin,“ entgegnete Margaretha. „Und sagt mir vielmehr was Euch beängstigt, da ich wirklich nicht im Stande bin, es zu errathen. Vielleicht ist es mir möglich, Euch mit Hülfleistung beizuspringen, um die Ihr mich anzusprechen, gewiß gekommen seid. Laßt mich Eure Noth wissen; Ihr findet ein theilnehmendes Herz an mir.“

„O heilige Jungfrau! Ihr sprecht, als hättet Ihr schon vergessen, was Ihr meinem Sohne gestern

Abend habt sagen lassen. Glaubt mir, das hat ihm den Rest vollends gegeben. Er hat die ganze Nacht hindurch gejammert und geschluchzt, als wollte er unsinnig werden. Und ich bin gekommen, eine arme zerknirschte Frau, die für das Leben ihres einzigen Sohnes, ihrer Stütze im Alter, Alles fürchtet, um Euch, gleich der elendesten Bettlerin, um eine kleine Gunst anzuflehen: macht durch ein einziges Wort wieder gut, was Ihr ihm Leids zugefügt. Er denkt ja schon lange nicht mehr an das Glück, Euch als Ehewirthin umarmen zu dürfen, aber er gefiel sich in dem Gedanken, Euch eine kleine Freude zu machen. Solche Behandlung hatte der arme Junge weder erwartet, noch verdient."

„Frau Christine," rief jetzt Margaretha, „erklärt Euch deutlicher, damit ich weiß, wie ich mit Euch daran bin. Jedes Eurer Worte ist mir ein Räthsel. Ich habe Euern Sohn stets als einen braven Mann hochgeschätzt und bin mir nicht bewußt, ihn jemals beleidigt zu haben."

„Wie? so hättet Ihr die Früchte und Blumen, seine Geschenke, nicht mit schnöden Worten zurückgewiesen?"

„Die Früchte!? Waren denn die von Euerm Sohne?" fragte Margaretha höchlichst erstaunt.

„Ei freilich! Ihr habt ja zu der Ueberbringerin selbst gesagt, Ihr wüßtet, von wem sie wären."

„So hat Euer Sohn die Bestellungen des Ritters Felsheim angenommen, mir die Früchte zu schicken und sich dafür bezahlen lassen?“

„Was sprecht Ihr doch für seltsame Worte! Der Herr Ritter, Euer Verlobter, hat nichts bei meinem Sohn bestellt, und wie sollte dieser so süße Minnegabe bezahlt nehmen! Es ist gut, daß er Eure Worte nicht gehört hat; ich glaube, er grämte sich todt darüber. Nein, diese Geschenke waren die Beweise seiner stillen aber starken Liebe, die er längst für Euch im Herzen genährt. Ihr solltet aber nie erfahren, von wem sie kämen. Er konnte sich wie ein Kind über den Gedanken freuen, daß Euch diese unbedeutenden Gaben eine kleine Lust bereiten würden, und dann hatte er jedesmal einen heitern Tag. Wie bitter wurde er gestern Abend enttäuscht! Er hat eine schreckliche Nacht verlebt; ich dazu. Die unbändige Liebesglut zu Euch wird ihm ohnedieß das Herz aufzehren, muß es denn mit so gewaltigen Schlägen getödtet werden?“ Thränen erstickten die Stimme der armen Frau.

Die junge Wittwe saß einige Augenblicke still und wie über Etwas nachdenkend da; aber es war nicht ihr Verstand, der sie beschäftigte, sondern ihr Gefühl, das plötzlich, wie ein heißer Blutstrom, aus hundert geöffneten Adern in ihre Brust sprang und das ängstlich schlagende Herz zu ertränken drohte.

„Was sagt Ihr mir, Frau Christine?“ fragte sie endlich wehmüthig leise, als fürchte sie sich des bereits Vernommenen, das ihr wie ein bittersüßer Traum in den Ohren klang, noch ein Mal zu hören, und doch war zu gleicher Zeit eine heilige Sehnsucht in ihr erwacht, die Bestätigung jenes Wortes zu vernehmen, welches plötzlich eine so seltsame Veränderung in ihr hervorgebracht hatte. „Euer Sohn liebt mich? hat mich schon lange geliebt?“

„Seit jener Zeit, als er bei Euerm seligen Herrn Vater Schreiber war, hat er die stille Minne mit sich herumgetragen. Ihr wart der Inbegriff seines Morgen- und Abendgebetes, der Gedanke seines Tages, der Traum seiner Nacht; immerfort hat er sich mit Euch beschäftigt, Euer Bild hat stets vor des Jünglings Seele gestanden, es hat des Mannes Fleiß beflügelt, es würde den Greis noch glücklich gemacht haben, wenn nicht Sehnsucht nach Euch den Faden seines Lebens zernagt; aber seit gestern Abend mordet ihn der Schmerz. O hättet Ihr doch diese kleinen Gaben immer angenommen, wenn Ihr sie auch nicht beachtet hättet; er wäre still lächelnd untergegangen, vielleicht bald, vielleicht später erst; Euch zu verlieren war er ja schon gewohnt. Schon ein Mal wart Ihr das Weib eines Andern geworden, und seit Ihr an Stand und Rang so hoch gestiegen und Euch einem so vornehmen Manne

verlobt, haben Euch seine Wünsche nicht mehr erreicht. Eine heitre Wehmuth war über ihn gekommen und er schien glücklich, Euch glücklich zu wissen. Er war seit der Zeit noch ein Mal so fleißig geworden, ein Vater aller Waisen, ein Freund aller Armen und Bedrängten. Das Alles, fürcht' ich, hat gestern Abend seine Endschaft erreicht."

Vor Margaretha's geistigem Auge stand das Bild des edeln Mannes in den schönsten Farben; sie war plötzlich mit der Tiefe seiner Liebe so vertraut, als habe sie die Ueberzeugung davon schon längst in der Seele getragen; sie fühlte sogar, daß auch sie den Stadtschreiber schon seit Jahren geliebt, aber es war ihr unbegreiflich, wie ihr jetzt erst der Schleier von den Augen habe fallen können. In ihrer Seele tauchten Kinderträume, wie aus dem Meere der Vergessenheit auf, und flüsterten ihr zu, wie sie ja dem guten Heinrich Hallauer schon von ganzem Herzen gewogen gewesen, als sie noch zusammen auf dem Anger gespielt, wie sie nur ihn am liebsten zum Gefährten, Begleiter, Gespielen gehabt; es umwob sie die süße Täuschung, als habe sie selbst im vollsten Genusse der Liebe ihres verstorbnen Gatten eine Sehnsucht nach höhern heiligern Liebesgenüssen angewandelt, und der Gegenstand derselben sei Heinrich gewesen, wie sie jetzt plötzlich, gleichsam durch ein Wunder, inne werde; sie fühlte, daß sie

sich jetzt erst der vollen Summe ihres Lebens bewußt und über nichts mehr im Unklaren sei, was sie selbst beträfe.

„Liebe Frau Christine,“ begann sie wehmüthig ängstlich, „wir sind Alle in einem großen Irrthume befangen. Ich kann Euch zuschwören, daß ich nicht gewußt habe, daß die Früchte von Euerm Sohne waren. Eilet heim und tröstet ihn des Besten. Mit Freuden werde ich all seine Geschenke annehmen. Zum Zeichen meiner Freundschaft aber bringt ihm diesen Ring. Er ist ein Geschenk meines seligen Herrn; mag Euer Sohn daraus entnehmen, daß ich Niemand auf der Welt würdiger halte, als ihn, dieß für mich so theure Kleinod zu tragen. Bittet ihn, für mich zu beten, die ich jetzt in der größten Bedrängniß meines Lebens sei; auch Ihr, gute Frau, bittet zu Gott und allen Heiligen für mich, daß dieser Kelch an mir vorüber gehe.“

„Aber Ihr seid doch so glücklich!“ sagte die Alte bestürzt.

„Glaubt das nicht, Frau Hallauerin. Aber ich darf Euch meine Noth auch nicht entdecken. Vielleicht erbarmt sich der Himmel meiner mit gnädiger Hülfe.“

„So segne Euch Gott, edle Frau! Doch vollendet auch Euer Werk. Bleibt nicht auf halbem Wege stehen. Ihr seid so gut. Sprecht ein Mal mit

meinem Sohne und rathet ihm ernstlich, daß er sein Glück nicht verscherze, sondern dasselbe erkenne, annehme und genieße. Es ist nämlich mein Wunsch, daß er sich verheirathe, und es hat sich ein Mädchen gefunden, die ihm sehr gewogen, mir mit Freundschaft zugethan, von guten Sitten und mit zeitlichen Gütern gesegnet ist. Redet ihm zu, daß er sie zum Weibe nehme. Ich weiß, er wird auf Euer Wort Alles geben. Wenn Ihr ihm die Heirath anrathet, geht er sie gewiß gleich ein.“

„Ich?“ fragte Margaretha mit erstarrtem Herzen und ihre Wangen erbleichten. „Wer ist denn die Jungfrau, die Ihr ihm bestimmt?“

„Martha Kernmeierin, des seligen Bürgermeisters Tochter.“

„Die?!“ schrie Margaretha entsetzt, und ihre Augen warfen unheimliche Blicke des Grauens. „Nein, Frau, zu der kann ich ihm nicht rathen. Die darf nicht sein Weib werden. Nimmermehr! Der arme Heinrich wäre ja verloren.“

„Eure Rede verwundert mich sehr, Frau Margaretha.“

„Die Angst frißt mir das Herz fast ab. Ich kann Euch weiter nichts sagen, aber ich warne Euch vor dieser Marthe. Ich will, ich muß mit Euerm Sohne reden — ja — ja — es muß sein, ich fühle die Nothwendigkeit. Schickt ihn morgen um die-

selbe Stunde zu mir; sagt ihm, ich wolle in Vormundschaftsangelegenheiten meines Sohnes mich mit ihm besprechen. Bittet ihn sehr, daß er kommt; beschwört ihn.“

Erstaunt über die Heftigkeit der jungen Wittwe und ihre fast verwirrten Reden, ging Frau Christine und ließ Margaretha in einer Stimmung zurück, in der Sorge, Angst, Liebe, Abscheu, Verzweiflung, trostloses Nachdenken rasch mit einander abwechselten und ihre Pulse beflügelten.

Auf der großen Zechstube des „grünen Würzgärtleins“ hatten sich desselbigen Tags der Bürgermeister, der Schultheiß und mehre Rathsherren versammelt, um sich bei'm kühlen Weine noch über Manches in der Anordnung der bevorstehenden Festlichkeiten zu besprechen. Es hatten sich auch noch viele andre Gäste aus der Stadt dort eingefunden, weil man gewiß war, den vielbesprochnen Spanier da zu finden, der stets von einem Volkshaufen umgeben war, obgleich sich sein abgeschmackter Hochmuth von Tag zu Tag lächerlicher erhöhete, und er eben nicht gewohnt schien, mit den Leuten manierlich umzugehen. Unter den Anwesenden befanden sich auch der Stadtwaibel Görg Gutgesell und sein Gevatter, der Schuster Hans Pfrenger. Man hatte in

Hoffnung eines reichlichen „Neuen,“ dem „Alten“ schon weidlich zugesprochen, und das Gespräch war im Gange, als der Bürgermeister die Frage aufwarf, ob die übrigen Gäste auch schon etwas über eine im Kurzen bevorstehende Veränderung der Zeitrechnung gehört, die der Papst geboten und vom Kaiser und den Reichsständen bereits angenommen sei.

„Ei freilich,“ versetzte der Schultheiß des Erzbischofs, „ich weiß sogar, daß die Befehle in der Erzbischöflichen Kanzlei schon ausgefertigt liegen. Wir haben sie dieser Tage zu erwarten. Die Instructionen, wie die Sache gehalten werden soll, sind beigefügt.“

„Mit Verlaub,“ meinte der Schuster Pfrenger, „das gibt eine Höllenwirthschaft, wenn die Zeit aufhören soll. Ich kann's mir nicht vorstellen, aber ich bin auf den Spectakel neugierig, ein Leben ohne Zeit. Ich habe so immer nicht viel Zeit, und nun sollt' ich um alle kommen. Wie wird's denn gemacht werden?“

„Ich weiß es noch nicht,“ versetzte der Bürgermeister.

„Ich auch nicht,“ fügte der Schultheiß hinzu und die übrigen Rathsherrn schüttelten bedenklich die Köpfe.

„So viel weiß ich,“ sagte der Schuster trotzig,

„in den Sternen steht eine solche Veränderung nicht vorgeschrieben. Unser Einer kennt doch auch seine Astronomie. Das ist eine willkührliche Menschenneuerung, eine Frechheit, die den lieben Gott gegen die sündhafte Menschheit von Neuem aufbringen muß.“

„Das ist auch ein unnütz Ding,“ nahm der Spanier das Wort, „das in Folge der verdammten Ketzerei in die Welt gekommen ist. Seit der Teufel dem Luther seine Eier zum Ausbrüten untergelegt, wird die Welt immer toller und verrückter. Man muß mit Feuer und Schwert hinterher sein.“

„Sprecht nicht also, Herr Rittmeister,“ sagte der Bürgermeister mit karg umschleierter Bitterkeit, „die neue Zeitrechnung geht vom heiligen Vater in Rom aus, und es ziemt Euch, wie mir, solches in Demuth und ohne böse Reden anzunehmen.“

„Ich sag' Euch aber, es ist ein Teufelswerk!“ rief Don Juan, der den Widerspruch, seit seinem Hiersein, zu ertragen ganz verlernt zu haben schien, wild und ungeberdig, „und daß es so ist, will ich Jedem mit meinem Schwerte beweisen. Auch straf' ich Euch Lügen, wenn Ihr sagt, der Papst habe derlei befohlen. Ich kenne den Papst, habe ihm in Rom den Pantoffel geküßt und als Gesandter meines allergnädigsten Königs mit ihm gespeist.“

„Ihr?!“ fragte der Bürgermeister in einem

spöttisch zweifelnden Tone. „Ei so erzählt uns doch etwas Ausführliches über den Fußkuß und die Mahlzeit bei Seiner Heiligkeit. Der Herr Schultheiß hier war als Secretarius des Durchlauchtigsten Herrn Kurfürsten auch lange in Rom und weiß, wie's dort zuzugehen pflegt. Er wird sich gern mit Euch darüber besprechen und ich Euch mit Vergnügen zuhören."

„Wie kommt Ihr mir vor?" warf der Ritter das Maul trotzig auf; „bin ich gekommen, Euch Geschichten zu erzählen, ich Don Juan von Felsheim Euch dem Bürgermeister dieser Stadt? Gut, wenn Ihr das glaubt! So knäuft Eure Ohren auf und horcht. Wir hatten in den Niederlanden eine Schlacht gewonnen gegen den rebellischen Ketzer, und zogen in eine Stadt ein — Gott verdamm' sie! — ich weiß ihren Namen nicht mehr. Das Volk unterwarf sich mir willig und gehorsam und muckste nicht; aber ein Bürgermeister war allda, ein naseweiser Narr, der wollte noch viel schwatzen und dick und breit thun, hatte hinter meinem Rücken auf mich geschmäht und sich sonderlich unfertig betragen. Ich verlangte zweihundert Stück fette Ochsen für meine Leute, der Bürgermeister wollte aber nur hundert und einige Stück hergeben und schwur Stein und Bein, es seien nicht mehr aufzutreiben. Wohlan, sagt ich zu meinem Schlächter,

so nehmt so viel Rathsherren und Bürgermeister und was es sonst noch für reiches Ketzervolk gibt, bis die Zahl der Ochsen voll ist. Ihr Fleisch ist zwar nicht so gut als Ochsenfleisch, doch wird's meinen Spaniern schon schmecken. Wer aber einen fetten Ochsen für sich schafft, der ist befreit. Sankt Peter und Paul, da gab es Ochsen! Hundert und neun und neunzig waren zusammen; nur der Bürgermeister konnte mit all seiner Naseweisheit keinen mehr auftreiben; denn ich hatte im Stillen weit und breit Alles wegkaufen lassen, was wie ein Ochs aussah. Vergebens bot er mir für seine Person zweihundert Kühe. Ich ließ die Ochsen alle aufgeputzt, und den Bürgermeister ebenso in ihrer Mitte, durch die Stadt führen, dem Herren zu. Dort wurde der Bürgermeister unter dem Jauchzen der ganzen Mannschaft mit andern Ochsen geschlachtet und am Spieß gebraten. Die Soldaten schmissen sich um einen Bissen seines köstlichen Fleisches, und ich kann Euch versichern, Herr Bürgermeister, es war das Beste an dem Manne; seine naseweise Bosheit gab dem Fleische einen pikanten Geschmack, als wenn es gepfeffert wäre. Ihr seht daraus, daß ein spanischer Magen einen Bürgermeister wohl verdauen kann."

„Der Magen gemeiner Troßbuben," versetzte der Bürgermeister knirschend vor verbissener Wuth,

„mag wohl derlei Speisen zu sich nehmen, und wer's verdaut, mag sich dadurch gerade als gemeiner Knecht und Bube kund thun, so wie der Vogel Strauß auch allein nur Steine verdauen kann. Auch kann ein solcher Bub' nur Nachts in die Judenhäuser schleichen und mit des benedeiten Gottes Feinden verkehren. Wer weiß, da man sich ja zum Menschenfresser bekannt hat, ob man mit Samuel Feibel nicht Christenkinder verspeist, wie die Sage geht, daß die Juden solches verrichten; ja wer kann sagen, ob Mancher nicht selbst ein Jude ist, der sich für was Besseres ausgibt."

Don Juan hatte bei Erwähnung des Juden Feibel die Farbe gewechselt, seine Augen glitten unsicher über die Gesichter der Umsitzenden hin. Manche erwarteten einen wilden Ausbruch seines Zorns, aber statt dessen sagte er schier furchtsam: „Wir wollen darüber unter vier Augen ein Weiteres sprechen."

„Was wir zusammen zu reden haben, können alle Leute hören," kreischte der Bürgermeister, dem der Kamm schwoll.

„Es ziemt sich wahrlich schlecht für einen spanischen Edelmann, sich vor Aller Ohren in solchen Discours einzulassen."

„Wer mit dem Jud Feibel ganze Nächte verkehrt, kann schon vor den christlichen Bürgern hiesiger Stadt ein Wörtlein zu viel sagen."

Da bog sich der Spanier mit kreideweißen bebenden Lippen über die Tafel und flüsterte rasch dem giftigen, zurückweichenden Bürgermeister etwas in's Ohr, worauf dieser ebenso blaß wurde und verstummte. Es entstand eine peinliche Pause, welcher der Stadtwaibel Gutgesell auf eine geschickte Weise ein Ende machte, indem er seine Stimme erhob: „Ihr habt doch den Ketzer erst gebraten, Herr Ritter. Das ist allweg noch nichts. Seht in mir einen Mann, der schon ein Mal einen roh gefressen hat und sich anheischig macht, Jedeweden, der gegen den Papst und seine heiligen Gebote, so wie das Regiment unserer Stadt etwas redet oder thut, mit Haut und Haar zu fressen.“

Ein allgemeines Gelächter erschallte und der Spanier wurde wieder glühend roth. Dadurch ermuthigt, fuhr der Waibel fort: „Laßt Euch erzählen. Bei der Belagerung von Gotha schlich ich eines Abends um das feste Schloß —“

„Da habt Ihr den Teufel gefressen, Gevatter,“ fuhr der Schuster dazwischen, „und der sitzt Euch noch im Leibe und macht Euch heiß, daß Ihr ewigen Durst habt.“

Man lachte wieder und die Fröhlichkeit trug den Sieg davon. Der Bürgermeister drückte sich ab, ihm nach die Rathsherren; die Stube füllte sich mit gemeinern Gästen, und der Metzgermeister Martin

Grauthaas, der zeither geschwiegen hatte, nahm nun eine Unmasse von Wein zu sich und schimpfte bei jedem Becher lauter und gemeiner gegen und auf den Bürgermeister, und da er seine Weinkanne fleißig umhergehen ließ, so gab es bald Leute, die ihm beistimmten. Gutgesell drückte die Ohren an und trollte sich, ohne sein Talent wieder in Erwähnung zu bringen, und der spanische Held sah sich bald nur von seinen Verehrern und Anbetern umgeben.

Zitternd wie Espenlaub und bleich wie der Vollmond in der Morgenstunde am westlichen Himmel, wenn ihm die jugendlich strahlende Sonne im Osten gegenüber steht, drehete in der Frühe des andern Tags der Stadtschreiber Hallauer am Pfortenring des Rosenbergs. Frau Margaretha kam ihm freundlich, obgleich mit verweinten Augen entgegen. Man sah zu deutlich, daß sie die Nacht nicht durchschlafen, sondern durchweint habe; sie vermochte die Spuren des Wachens und der Thränen nicht mit diesem freundlichen Lächeln zu überschleiern.

„Ich dank' Euch, Herr Hallauer," sagte sie, „daß Ihr meiner freundlichen Einladung Folge geleistet. Ich habe Euch unwissend weh gethan, sehr weh und möchte es gern wieder gut machen."

„Was hat Euch meine Mutter Alles gesagt?“ flüsterte der Stadtschreiber mit Angst.

„Ich kenne Eure ganzen Leiden; ich fühle sie mit Euch — o Gott! — Ihr ahnet nicht wie!“

Statt aller Worte preßte er ihr einen glühenden Kuß auf die Hand, die sie ihm willig überließ.

„O hättet Ihr Euch mir früher entdeckt!“ fuhr die Liebreizende fort, „bevor dieser Spanier die Stadt betrat.“

„Euer Trauerjahr war noch nicht um,“ stammelte der Stadtschreiber. „Und die Clausel im Testament Eures verstorbenen Gemahls verbot jede Annäherung.“

„Woran erinnert Ihr mich! Schenkt mir doch reinen Wein ein über diese Clausel. Mein Großvater, mit dem ich mich deßhalb gestritten, behauptet, sie habe gar nichts zu bedeuten, könne nicht in Anwendung gebracht werden und sei schon um deshalb null und nichtig, weil die Gutgesellin nicht meines verstorbenen Mannes Schwester gewesen.“

Der Stadtschreiber schüttelte wehmüthig das Haupt, in seinen großen blauen seelenvollen Augen glänzte es thränenfeucht. „Ich würde mir es zur Sünde anrechnen, wenn ich Euch täuschen wollte, wertheste Frau, und so weh es mir auch thut, ich muß es Euch sagen: die Clausel kann nicht umgeworfen werden, kein Buchstabe läßt sich von ihr

wegbringen, und der Stadtwaibel Gutgesell hat mit seiner Frau gestern auf dem Rathhause schon Anzeige von Eurer anderweitigen Verlobung gemacht und auf Auslieferung Eures Kindes und des Vermögens desselben angetragen, ja, was mich am härtesten betroffen, sie haben gerichtlich meinen Beistand in Anspruch genommen, und ich muß als Vormund Eures Sohnes gegen Euch auftreten."

„All ihr Heiligen steht mir bei!" rief die junge Wittwe erblassend. „Sie wollen mir mein Kind, mein einziges geliebtes Kind, meinen Trost und meine Freude nehmen, und Ihr wollt den gräßlichen Räubern beistehen, Ihr, Herr Hallauer?"

„Bin ich denn nicht laut dem Testamente dazu verpflichtet? habe ich es nicht in die erkaltende Hand des seligen Herrn Bürgermeisters gelobt, jeden Punkt seines letzten Willens getreulich zu halten und zu erfüllen? Als Vormund seines Kindes, wozu er mich selbst bestellt, binden mich Eid und Pflicht, gegen Euch aufzutreten und die Auslieferung des Hans zu verlangen."

„Macht mich nicht wahnsinnig! Wißt Ihr denn, was Mutterliebe ist? Eher mein Leben, als mein Kind! Wie? Ihr wollt von Liebe zu mir reden und mir unbarmherzig meinen Hans rauben?"

„Frau Margaretha!" rief Hallauer sich würdevoll emporhebend mit einem Blicke, aus dem ein

ganz anderer Geist sprach, als den man gewöhnlich an ihm wahrnahm, „hättet Ihr je mein Herz verstanden, Ihr würdet nicht also zu mir reden. Ihr seid stets der Abgott meiner Seele gewesen, und das höchste Glück meines Lebens wußt' ich nur in Euch zu finden. Ich bin darum betrogen und durch wen? — Doch davon laßt mich schweigen. Eure Liebe darf ich nicht ansprechen, aber an Eurer Achtung liegt mir Alles. Ich bitt' Euch darum, bedenkt Euch wohl, und verkennt den Mann nicht, der voll heiliger Liebesglut zu Euch mit zwiefach zerfleischtem Herzen dennoch der Pflicht huldigt, die er einem edeln verstorbenen Manne schuldig ist; ich muß Euch wehe thun, aber erkennt daran meine Liebe.“

„Ja, edler Mann, auch ich liebe Euch, habe Euch lange schon geliebt!“ rief Margaretha vom Sturm der Gefühle überwältigt. „Mögt Ihr es wissen das Geheimniß meines Herzens.“ Und ihr kummerschweres Haupt sank an das seinige, ihre liebeschwere Brust an die seinige, und ein barmherziger Gott, der Schmerzenversüßer, führte seine Lippen zu den ihrigen und fluthete ein Meer von Seligkeit über das schmachtende Herz des edeln Mannes.

„Aber nun befreit mich von diesem Spanier, erhaltet mir mein Kind, sonst bin ich verloren,“

zuckte Margaretha wieder aus der seligen Umarmung auf.

„Gott gebe mir Einsicht, Muth und Kraft!“ versetzte der Stadtschreiber. „Noch weiß ich nicht, wie ich gegen Eure ganze Familie und den spanischen Kriegsmann auftreten soll. Derweil muß das Testament erfüllt werden, das mit klaren Worten sagt, so Ihr vor abgelaufenem Trauerjahre ein neues Verlöbniß einginget, soll Euer Kind und dessen väterlich Gut am jährigen Todestage des Herrn Bürgermeisters an des Stadtwaibels Gutgesell Ehefrau abgegeben werden. Dieser Tag ist aber der zehnte October. Und wenn Ihr nun auch sonnenklar erweisen würdet, daß Euer seliger Herr nicht der Bruder der Gutgesellin gewesen, so ändert das den Ausspruch des Testaments in nichts. Doch möchte Euch solch ein Beweis zu führen äußerst schwer, wenn nicht gar unmöglich werden. — Laßt uns zu Gott und allen Heiligen beten, daß er uns bis zum zehnten Tage des künftigen Monats Einsicht verleihe und ein Mittel an die Hand gebe, dem Unglück vorzubeugen.“

„Glaubt mir, ich sterbe vor Kummer, wenn es dahin kommen sollte,“ sagte die betrübte Frau, und ging, um das holde Knäblein zu holen, das eben durch Rufen anzeigte, daß es ausgeschlafen. Sie trug den blonden Engel aus dem Bettchen herbei,

herzte und küßte ihn unter Thränen und reichte ihn dann dem edeln Stadtschreiber hin, der ihn auf die frisch aufgegangene Rosenknospe des Mündleins und die Vergißmeinnichtblumen der Augen küßte. Der Knabe sah ihn unaussprechlich freundlich an, packte sich an seinen Locken fest und stammelte, der von der Mutter gelernten Worte eingedenk: „Guten Tag, Herr Vormund.“

„O dürft' ich dein Vater sein!“ rief Hallauer weinend und das Kind an das Herz drückend.

„Bester Freund,“ sagte die Bürgermeisters Wittwe, „der Spanier hat uns großes Unglück gebracht, und mein dunkler Blick vermag nicht zu erspähen, wie wir uns herauswinden sollen. Aber komme es auch wie es wolle, und sollte ich den Tod davon haben — und der wäre mir, das fühl' ich nur allzuwohl, gewiß, wenn man mich zwänge, seine Frau zn werden: Eins versprecht mir zu Euerm eignen Heile, wenn ich schon an der Seite meines verstorbenen Herrn ruhen sollte. Wollt Ihr das, Herr Hallauer?“

„Sprecht nicht vom Tode, Frau Margaretha. So weit soll's nicht kommen. Aber mein Versprechen habt Ihr für Alles, womit ich Euch dienen kann.“

„Laßt Euch nicht von der Marthe Kernmeierin bethören. Es liegt ihr daran, Euer Weib zu wer-

den. Ich beschwöre Euch, seht Euch vor, laßt Euch nicht umgarnen! Ihr kennt dieß Mädchen nicht. Ich kenne sie. Es liegt in meiner Brust ein Geheimniß, das wohl mit mir begraben werden wird. Hättet Ihr eine Ahnung davon, es würde Euch mit Schaudern und Entsetzen vor dieser Marthe erfüllen. Sie gibt sich schon für Eure Braut aus, ich habe es gestern Abend erfahren. Auch dieser Umstand hat meinen Kummer mit Bergeslast vermehrt. Versprecht mir, sie niemals zu heirathen zu Euerm Glück."

„Seid darüber ruhig, edle Frau. Marthe wäre auch ohne dieß Versprechen nicht mein Weib geworden, meine Mutter mochte sagen, was sie wollte. Ihr oder keine; und Marthe ist mir zuwider."

„So bin ich wenigstens eine Last los. Jetzt kämpft für mich und wenn Ihr dem Schein nach auch gegen mich sein müßt; und so helf' uns Gott! Amen."

Mit einem zärtlichen Händedruck wurde der neugeborne Stadtschreiber entlassen, und taumelnd vor Glück und beladen mit Sorgen, wie noch nie, erreichte er seine Wohnung.

Das gerichtliche Verfahren gegen die junge Bürgermeisterswittwe in Betreff der Testamentsclausel ihres verstorbenen Mannes, ging weit rascher, als bei andern Rechtsfällen, und so schnell der Bürgermeister Neblung war, so unerbittlich war er auch. Es wurde schon nach einigen Tagen dahin entschieden, daß der Wille des Testamentators streng nach dem Buchstaben zu erfüllen sei und den zehnten October vor 6 Uhr Abends der kleine Hans der Frau Faustine Gutgesellin übergeben werden müsse. Frau Margaretha sank ohnmächtig zusammen und mußte in diesem Zustande nach Hause getragen werden. Heute war der erste October und der vierte war der bestimmte Tag ihrer Hochzeit. Sie hatte die Nächte durchwacht und gebetet, von namenloser Angst gefoltert, aber ein Tag um den andern war vergangen, ihre Mutter hatte schon Brautkleider und Schmuck bestellt, keine Rettung zeigte sich, und nun sollte sie noch der letzte und schlimmste Schlag treffen. Das vermochte ihre zarte Natur nicht zu ertragen. Ihr Großvater, der als Geschlechtsvormund mit zugegen war, tobte vergeblich; der Bürgermeister verwies ihn auf das Testament und das Gesetz. Ein andrer Umstand machte den alten Bäckermeister schier noch wüthender, als der gerichtliche Spruch, daß man nämlich seine Enkelin „Margaretha Holzheimer," seinen Urenkel „Hans Holzheimer," und

den Spanier „den angeblichen Ritter Don Juan von Felsheim“ nannte. Er begann darüber in heftigen Worten gegen den Bürgermeister los zu eifern. Dieser erwiederte aber ruhig: „Beweist es, daß der verstorbene Bürgermeister nicht der Sohn des Metzgermeisters Holzheimer, sondern einer spanischen Gräfin ist, beweist, daß der Herr, dem Ihr Eure Enkelin verlobt, ein spanischer Ritter ist.“

„Diese Beweise sind vorhanden,“ lärmte Meister Tobias. „Ihr habt sie selbst in Händen gehabt.“

„Ich verstehe nicht spanisch oder die Sprache, in welcher jene Geschrifte abgefaßt waren. Legt diese Beweise in der Kanzlei unsers durchlauchtigsten Kurfürsten nieder, dort werden sie geprüft und, wenn sie richtig befunden, mir der Befehl zugeschickt werden, Euern Urenkel und Eure Enkelin als Grafen und Gräfin anzuerkennen, so wie den künftigen Gemahl der Frau Margaretha, als spanischen Ritter; bis dahin bleibt's bei'm Alten.“

Der alte Bäckermeister kam entrüstet nach Hause und erzählte des Bürgermeisters Tücke. Alles was von Grauthaas stammte, schimpfte und schalt, und der Spanier schwur blutige Rache an dem Beleidiger zu nehmen. Auf des Alten Aufforderung versprach Don Juan sogleich nach der Hochzeit seine Documente dem Kurfürsten selbst in die Hände zu legen und für den erfahrnen Schimpf Genugthuung

zu fordern. Je feiner nun der Bürgermeister seine Rachgierde an der Grauthaasschen Familie und dem stolzen Spanier in die Formen des Rechts gehüllt hatte, um nur desto sicherer zu verwunden, desto pomphafter betrieb er nun die Anstalten zur Feier der Doppelhochzeit, welche Montags darauf stattfinden sollte. Schon waren Reifen- und Schwertertanz herrlich eingelernt, und mit ungestümer Sehnsucht erwartete männiglich den Tag der Freude.

Frau Margaretha war krank, aber als der Nachmittag vorrückte und ihr nirgends her Trost und Beistand kam, raffte sie sich auf, um den Stadtschreiber Hallauer aufzusuchen. Sie fand ihn nicht zu Hause. Die Mutter, hieß es, wäre im Weinberg; vielleicht sei der Sohn auch dorthin gegangen. Die trostlose Frau eilte an den bezeichneten Ort. Als sie in das Häuschen des Weinbergs trat, glaubte sie abermals umsinken zu müssen. Die Frau des Stadtwaibels stand mit Marthe Kernmeierin Arm in Arm, um sich eben von der Frau Christine zu beurlauben. Zu grüßen vermochte Margaretha nicht, es flirrte ihr vor den Augen; sie wurde leichenblaß. Da sie, ohne ein Wort zu sagen, in der Thüre stehen blieb, sich an den Pfosten anhaltend, so wandte sich Marthe hinausgehend, mit den boshaften Worten an sie: „Eure gräfliche Herrlichkeit hat alle bürgerliche Höflichkeit vergessen, wie man sieht.

Nun es kann sein, daß wir dieser Herrlichkeit Endschaft auch noch erleben, wie wir die bürgermeisterliche erlebt haben. Kommt, Frau Gutgesellin, wir sind viel zu gering geworden für diese stolze Frau; allein wer weiß, wie bald sich das Blättchen wendet.'' Und eine höhnische Lache aufschlagend nahm sie Abschied von Frau Christine, die ängstlich um das blasse Schmerzensbild beschäftigt war.

Frau Margaretha brach in einen Strom von Thränen aus, und vernahm kaum die lauen Tröstungen der verlegnen Alten. Hitze und Frost durchwühlten abwechselnd das Mark ihrer Glieder, sie wurde zusehends kränker und vermochte den Sitz nicht mehr zu verlassen. Frau Christine zog sie mit der größten Anstrengung auf das im Häuschen befindliche Lotterbette, und kaum hatte sie das glühende Haupt der Kranken darauf gelegt, als diese schon in wilden Fieberphantasien redete und mit Vorstellungen beschäftigt, als wolle man ihr ihr Kind gewaltsam rauben, wild aufschrie. Die Alte wurde von Angst und Bangen befallen und wußte nicht ob sie bleiben oder gehen sollte, um Hülfe zu rufen. —

Während die trostlose Margaretha im Weinberge von der Gewalt ihres bösen Schicksals zu Boden geworfen wurde, sprengten zwei prächtig gekleidete Reiter in die Stadt, denen ein kleines Häuflein Landsknechte als Gefolge diente. Der Eine trug an

seinem Wappenrock die Farben und Wappen des Kaisers und Reichs und das Reichsbotenfähnlein auf der Schulter, so daß leicht zu errathen war, er sei ein vom Reichstage zu Augsburg abgeschickter Reichsbote, der Andre, mit Wappen und Farben des Landesherrn geschmückt, war im Städtlein als kurfürstlicher Kanzleibote bekannt. Diese beiden Männer ritten mit ihren Leuten an das Rathhaus; dort ließen zwei Trompetenbläser ihre Instrumente ertönen zum Zeichen, daß eine Botschaft an die Stadt angekommen sei, dann pflanzten die Boten ihre Fähnlein an der Thüre auf, der kaiserliche zur Rechten, der kurfürstliche zur Linken, zogen große Briefe aus ihren Taschen und stiegen die Treppen hinauf in die große Rathsstube. Die Rathsboten liefen sogleich, um's dem Bürgermeister und den Rathsherren, dem Schultheißen und den Schöffen anzusagen, und bald waren diese Herren beisammen, während sich unten das Volk versammelte, um aus dem ruhmredigen Munde der Landsknechte zu vernehmen, was für neue Mähr angelangt sei. Der Reichsbote übergab sein Schreiben dem Bürgermeister, der kurfürstliche Bote das seinige dem Schultheißen. Die Briefe wurden sofort eröffnet und verlesen, und beide enthielten den strengen Befehl, daß der Kalender, wie er seit den Zeiten Julius Cäsars bestanden, mit dieser Woche seine Endschaft haben und Samstags

der zweite October der letzte Tag desselben sein solle. Um den neuen vom Papst angeordneten Kalender sogleich einzuführen, müßten elf Tage ausfallen, und Sonntags sollte die neue Woche sogleich mit dem vierzehnten October beginnen. Dem Bürgermeister war anbefohlen, solche Anordnung sogleich in der Stadt bekannt zu machen, Sonntags sollten alle Geistlichen den Befehl des Papstes, Kaisers und Kurfürsten den Gemeinden in der Kirche verkündigen.

Sobald Rathsherren und Schöffen wieder aus einander gegangen waren, verbreitete sich die Nachricht, daß man elf Tage verlieren sollte, schnell in der ganzen Stadt. Es war Freitags, den ersten October, und der morgende Tag sollte demnach der letzte des Kalenders sein; wie man aber dazu käme, Sonntags darauf sogleich den vierzehnten October zu schreiben, und wie man vom Tage Cypriani sogleich zum Tage Nazarini übergehen, oder wie vielmehr Dionysius — der dritte October — in Nazarinus — den vierzehnten — verwandelt werden sollte, das wollte Niemanden zu Kopfe.

In keinem Hause aber machte der neue seltsame Befehl größern Eindruck, als in dem des Bäckers Grauthaas. „Was?“ rief der Alte erschrocken, „wir sollten Sonntags schon den vierzehnten haben! Was soll denn da aus unsrer goldnen Hochzeit werden? Ich bin am vierten October des Jahrs 1532

am Tage Hierotheus mit meiner Anna eingesegnet worden und den vierten October 1582 am Tage Hierotheus muß ich meine goldne Hochzeit feiern. An einem andern Tage geht's platterdings nicht. Und nun sollte heuer kein vierter October, kein Hierotheus sein? Das geht nicht an; das ist unmöglich. Wie kann man der Stadt elf Tage rauben und uns den Hochzeittag? Das wäre eine schöne Geschichte! Das duld' ich nicht! Ich wittere eine List des Bürgermeisters. Laßt sehen was daran ist!" Alle Hände, welche mit Vorbereitungen zu dem nahen ungeheuern Feste beschäftigt waren, ruheten plötzlich, während sich der Alte seinen Staatsrock reichen ließ, den Degen anschnallte und zitternd aus dem Hause ging. Don Juan blieb und schwur brüllend, Alles zu massacriren, was sich gegen den vierten October, den Tag Hierotheus und die Doppelhochzeit auflehnen wolle. Nach einer halben Stunde kehrte Meister Tobias zurück und sah sich vor Aerger und Zorn kaum mehr ähnlich. „Es ist aus!" rief er mit ersterbender Stimme. „Es wird keine Hochzeit gefeiert. Der Himmel ist dem Schurken von Bürgermeister günstig. Ich habe die strengen Befehle gesehen; morgen ist der dritte, und übermorgen Nazarinus der vierzehnte October. Begreif' es, wer's kann; mir schnappt der Verstand über. Der Papst, der Kaiser und der Kurfürst haben es befoh-

len, und wir müssen gehorchen. Wird aber die Hochzeit den vierten nicht gefeiert, so wird sie gar nicht gefeiert; den fünfzehnten October, am Tage Euphemius, kann ich meine güldne Hochzeit nicht halten. Das hab' ich dem Bürgermeister unter den Bart gesagt und er hat mir dann spöttisch in's Gesicht gelacht. Keinen Bissen sollen sie zu schmecken kriegen, keinen Tropfen Wein zu kosten. Stellt die Arbeit ein! Laßt Alles liegen und stehen. Auf den Montag könnt ihr mich begraben; denn ich ärgre mich todt."

Da entstand ein Heulen und Wehklagen, ein Fluchen und Toben im Hause. Der Alte mußte zu Bett gebracht werden, und Frau Anna erkrankte ebenfalls vor Aerger und Schrecken. Der Spanier rannte, wie ein toller Mensch, wuthschäumend fort, und die Uebrigen wehklagten entweder, oder sprachen ihren Groll bei Freunden und Nachbaren aus.

Alle Weinschenken und Gasthäuser waren in kurzer Zeit überfüllt, und überall sprach man murrend und scheltend, daß man auf unbegreifliche Weise und ohne allen Grund und Ursache elf Tage und darin das große Fest verlieren sollte, worauf sich die ganze Stadt seit einem halben Jahre unbändig gefreut hatte.

Don Juan suchte seine Braut in der Stadt, und da er sie nirgends fand, kehrte er im grünen Würz-

gärtlein ein, wo man ihn sogleich umringte, und hier ließ er seine Wuth an der Weinkanne und in den gemeinsten deutschen Schimpfreden — von denen man nicht begreifen konnte, wie sie zur Kenntniß eines spanischen Edelmannes kamen — über Bürgermeister, Kurfürst, Kaiser und Papst freien Lauf, und das aufgeregte Volk stimmte in seine Weise.

Der Stadtschreiber Hallauer war auch schon mit freudestrahlendem Gesicht im Rosenberg gewesen, um Frau Margaretha aufzusuchen, und saß nun, der Mutter harrend, auf seinem Stübchen. Da es aber dunkelte und die Alte noch nicht da war, fürchtete er, es möchte ihr im Weinberg etwas aufgestoßen sein, und brach dorthin auf. Wie groß war sein Erstaunen und seine Bestürzung, die heißgeliebte Frau dort krank zu finden.

„Frau Margaretha!“ rief er ihr zu. „Eure Sache steht gut! Euer Knabe ist gerettet. Es gibt heuer keinen zehnten October!“ Aber sie war kaum fähig, die Wichtigkeit dieser Nachricht zu fassen, und von neuer Angst gehetzt, stürzte Hallauer fort, einen Arzt zu holen. Er dachte in seiner Bestürzung nicht daran, ihren Verwandten den Unfall anzuzeigen, und da im Grauthaasschen Hause die größte Verwirrung herrschte, so achtete man nicht darauf, als ihre Magd spät nach ihr fragte. Es ging Alles drunter und drüber, und kein Mensch bekümmerte

sich sonderlich um den Andern. Hallauer kehrte in den Weinberg zurück und schickte seine Mutter nach Hause. Er selbst blieb allein zu Margaretha's Pflege, die er warm und weich gebettet hatte. Als das Fieber nachließ, verkündete er ihr die günstige Wendung ihres Schicksals. Anfangs konnte sie nichts begreifen; als er ihr aber Alles klar gemacht, jubelte sie auf, schlang den Arm um ihn und beglückte den Wonnetrunknen mit hingebenden Küssen. Der schüchterne Stadtschreiber ward der seligste Mann.

Samstags wurde die neue Ordnung der Zeit durch Herolde in der Stadt ausgerufen und Sonntags von den Kanzeln verkündet. An beiden Tagen rottete sich das Volk zusammen und sprach seine Unzufriedenheit laut aus. Deshalb war auf Ersuchen des Bürgermeisters und Schultheißen der Reichsbote mit seinen Landsknechten in der Stadt geblieben, um etwaige Unruhen sogleich zu dämpfen.

Don Juan hatte endlich seine Braut ausgekundschaftet. Er stürmte in das Häuschen des Weingartens. An ihrem Bette saß Hallauer und hielt ihre Hand gefaßt. Der Spanier warf ihm einen wüthenden Blick zu.

„Was kömmt Euch an, Sennora," sagte er barsch, „Euch in dieser Spelunke zu betten?"

„Ich bin krank, sehr krank,“ versetzte sie mit schwacher Stimme.

„Warum habt Ihr mir es nicht melden lassen? — Warum seid Ihr nicht zu mir gekommen, mir das Gebreste meiner Braut anzusagen?“ fuhr er den Stadtschreiber an.

„Herr,“ versetzte dieser höflich, „ich habe nicht daran gedacht.“

„Ich werde Euch sogleich nach Hause bringen lassen, Sennora; denn morgen ist unsre Hochzeit.“

„Frau Margaretha darf das Haus nicht verlassen, bevor das Fieber nicht gemindert ist,“ sagte Hallauer bescheiden. „Und wie möcht Ihr doch daran denken, mit einer kranken Frau Hochzeit zu feiern, zumal aus der goldnen Hochzeit des Meister Tobias nichts wird?“

„Was habt Ihr hier zu reden?“ fuhr Don Juan wild heraus. „Sorgt, daß ich Euch das Maul nicht stopfe. — Sennora, ich werde sogleich eine Trage mit einigen Männern bestellen, welche Euch nach Hause bringen. Morgen muß durchaus unsre Hochzeit sein. Bei San Jago di Compostella, ich will es so! Ihr seid meine verlobte Braut und morgen müßt Ihr meine Gattin sein und lägt Ihr in den letzten Zügen. Was geht mich die goldne Hochzeit der Alten an; ich will Hochzeit für mich

machen. Rafft Euch zusammen, um dieß schlechte Nest zu verlassen."

„Ich kann nicht!" stöhnte Frau Margaretha.

„Ihr müßt bei allen Heiligen!" kreischte der Spanier.

„Seid Ihr ein Mensch? Seid Ihr bei Sinnen?" erhob Hallauer jetzt seine Stimme. „Wie wollt Ihr's wagen, diese Frau zu zwingen?"

„Herr Hallauer, beschützt mich, rettet mich vor diesem Manne!" flehete die Kranke.

„Ei du verwetterter Stadtschreiber!" rief der Ritter und riß sein Schwert rasselnd aus der Scheide. Aber eh' er sich's versehen, ergriff der sonst so stille, scheinbar furchtsame Hallauer, einen dastehenden Weinpfahl und versetzte ihm damit einen so tüchtigen Schlag auf die Hand, daß der Kriegsheld das Schwert fallen ließ. In demselben Augenblicke hatte ihn der muthige Mann an der Brust gefaßt und warf ihn zur Thüre hinaus. Schnell zurückgekehrt, ergriff er die siegreich erbeutete Waffe und drang, dieselbe zückend, auf den draußen liegenden Feind ein. Kaum aber hatte dieser die drohende Gefahr bemerkt, als er, von feiger Furcht übermannt, die Stufen hinabflüchtete und sein Schwert in des Stadtschreibers Händen ließ. Dieser legte es als Siegstrophäe lachend zu den Füßen seiner Geliebten.

Der aus dem Felde geschlagene Don Juan lief

einem Juden in den Weg, der ihm schon von fern zurief:

„Gut, daß ich Euch treffe! ich hab' Euch gesucht schon den ganzen Tag.“

„Was willst du, Feibel?“ fragte der Ritter in scheuer Verlegenheit.

„Sagt mir, Ihr werdet mir doch nicht machen Flausen von wegen des Geschrifts? Euer Pfandschein ist ausgestellt zahlbar den sechsten October. Aber Gott mag wissen warum wir heuer nicht haben einen sechsten October. Ihr müßt mir zahlen den siebenzehnten.“

„Hast du einen Schein von mir auf den siebenzehnten?“

„Ich habe keinen.“

„So brauch' ich dir auch selbigen Tag nichts zu zahlen.“

„Weh mir! so soll ich verlieren mein Geld.“

„Sieh, Jude, ich habe auch eine Verschreibung von tausend Gulden in der Hand, du weißt von wem, die lautet auf den fünften October. Werd' ich diese erhalten, will ich dich auch bezahlen.“

Der Jude kratzte sich zweifelnd hinter den Ohren; der Ritter ließ ihn stehen und nahm Einkehr im „grünen Würzgärtlein.“ Dort fand er wieder eine Unmasse Volks beisammen. Die Köpfe waren bereits illuminirt, und Meister Pfrenger, der Schuster, saß

in der Mitte, und schrie, als wollte er sich die Lunge zersprengen, indem er die schmutzige Lederkappe in Einem fort auf dem rabenschwarzen Kopfe drehte.

„Nichts steht in den Sternen von dieser Alfanzerei,“ ließ er sich vernehmen; „nichts sag' ich euch! Ich habe die ganze Nacht geforscht; ihr kennt mich. Ich habe nichts weiter gefunden, als daß wir an der Nase geführt werden. Eine Spitzbüberei ist's, unsre gute Stadt um all die herrlichen Genüsse zu bringen, die ihr bevorstanden. Wer weiß wer dahinter steckt. Wir sollten's nicht leiden, nicht dulden, nicht zugeben.“

„Wir wollen's auch nicht leiden,“ riefen hundert erhitzte Köpfe durch einander, „aber was sollen wir thun?“

„Wir müssen die gestohlnen Tage zurückfordern, mit Gewalt verlangen; sie müssen sie uns wiedergeben,“ fuhr Pfrenger fort. „Wenn nur der rechte Mann an unsrer Spitze wäre, da wollten wir die Tage bald wieder haben. Ha da seh' ich ihn kommen! Da ist der tapfre Paladin, der muthige spanische Held Cid, der große Ritter ohne Furcht und Tadel. Seid willkommen, erhabner Don Juan. Von Euch stand in den Sternen geschrieben. Wir wollen die Tage wieder haben, die sie uns genommen; seid Ihr nicht auch der Meinung, Herr Ritter?“

„Das ist sehr klug von Euch, Ihr Herren," versetzte der Spanier mit Pathos. „Ich ersehe daraus, daß Ihr sowohl verständige, als muthige Männer seid."

„Aber bei'm St. Georg dem Reiter!" fuhr der Stadtwaibel Gutgesell hitzig empor. „Es ist ja des Papstes, des Kaisers und des Kurfürsten Befehl."

„Des Teufels Befehl!" donnerte ihn Don Juan an. „Glaubt nicht solches Geschwätz, ihr Leute. Weder der Papst, noch der Kaiser wissen davon. Das hat der Bürgermeister ausgeheckt und bei'm Kurfürsten durchgesetzt, um den alten Grauthaas, alle seine Kinder und mich zu ärgern, weil er, wie ihr wißt, unser Feind geworden ist. Aber die Stadt hat den größten Schaden dabei; denn erstlich springt kein Wein auf dem Anger für alles Volk; zweitens wird kein Mensch gespeist, obgleich für zehntausend Mann angeschafft ist; drittens wird keine große Bretzel gebacken, obgleich viel hundert Scheffel Mehl, viel Zentner Rosinen dazu vorräthig sind; viertens wird keine Riesenwurst zum allgemeinen Besten gefertigt, obgleich eine ganze Heerde Schweine stehen, die sie mit ihrem Fleische füllen sollten; fünftens wird kein Reifentanz gehalten; sechstens wird kein Schwertertanz gehalten; siebentens wird kein Banket gehalten; achtens wird kein großer Herbst mit Tanz und Spiel sein; und neuntens verliert Jedermann

elf ganzer Tage aus seinem Leben, die ihm nicht bezahlt werden; jeder arme Taglöhner, der täglich drei Batzen verdient, muß drei Gulden und drei Batzen verlieren. Das kann Keiner sobald wieder erschwingen."

Ein wildes Geschrei erhob sich in der Stube. „Daran hat noch Keiner von uns gedacht!" hieß es. „Nicht nur, daß wir alle Freuden einbüßen, wir sollen auch noch baaren Schaden haben. Höll und Brand! das ist zu arg!"

„Kraut und Blei!" fluchte Gutgesell. „Seid doch nicht so albern, die Tage sind ja da. Niemand kann sie nehmen. Seid doch vernünftig, bei St. Georg dem Reiter!"

„Nein sie sind uns gestohlen, Gevarter," zeterte Pfrenger. „Wenn sie noch da wären, hätten wir lauter Feste; so sind sie fort und wir haben nichts. Aber wir müssen sie wieder haben, bei'm heiligen Cyprian! Der Bürgermeister soll uns die Tage herausrücken, oder dem Schuft soll das Wetter in den Magen fahren."

„Respect, Meister Pfrenger! Wo soll er denn die Tage haben? Glaubt Ihr denn, daß man elf Tage in der Stadtkasse eingesperrt hat? Bei St. Georg dem Reiter, ich hätt' Euch für klüger gehalten!"

„Meinetwegen mag er sie in der Nachtmütze

haben; aber heraus müssen sie, oder es geht dem Gauche schlimm."

„Respect Meister, oder bei St. Georg, ich führ' Euch in's Stadtloch!"

„Kommt Ein Mal heran, Gevatter Prahlhans! Habt Ihr nicht selbst zu mir gesagt, daß der Bürgermeister Neblung nichts taugt?"

„Kraut und Blei! hundsfött'scher Pechvogel!" schalt Gutgesell, und griff nach seinem Degen?

„Nieder mit ihm! Hinaus mit ihm! Er ist des Bürgermeisters Hund!" so scholl's von allen Seiten, und eine Legion Fäuste packte nach dem Waibel, dessen in der Belagerung von Gotha so glänzend bewährter Muth in ein arges Gedränge kam. Es erging ihm nicht besser als eine Stunde zuvor dem Spanier, der jetzt gegen ihn stand, er wurde seines Haudegens entledigt, ehe er Gelegenheit finden konnte, davon Gebrauch zu machen, freilich mit dem Unterschied, daß gegen ihn eine Menge, gegen jenen nur ein Einziger stand. Auf das Gräulichste geprügelt, gestoßen, getreten und noch auf andere erdenkliche Weise gemißhandelt, kroch der Mann, der einst sogar den Teufel besiegt hatte, Rache schwörend bei St. Georg dem Reiter, nach der Wohnung des Bürgermeisters, um dem gestrengen Herrn Anzeige zu machen von der erfahrenen Unbill.

Gleich dem Löwen, der, wenn er erst Blut geleckt, unaufhaltsam würgt, sprach das empörte wilde, betrunkene Volk, das den Stadtwaibel abgeprügelt, sein ungezähmtes Verlangen aus, auch dem Bürgermeister, den Rathsherrn, dem Schultheißen und dem Schöffen ein gleiches Recht anzuthun, und der Spanier, der von dieser Stimmung Nutzen zu ziehen hoffte, that sein Möglichstes, um das Feuer zu schüren. Er war auf einen Tisch gestiegen und rief das Volk zur Empörung auf. „Auf!" rief er, „auf, Ihr muthigen Männer dieser armen gedrückten Stadt! entledigt Euch der unwürdigen Bande, die Euch drücken. Euer Bürgermeister ist ein schlechter, gottloser Schurke. Ich will Euch seine gräßliche Missethat nicht länger verschweigen. Ihr habt Alle gesehen, wie er erblaßte, als ich sie ihm hier in dieser Stube in's Ohr raunte. Er wollte mich tücken mit dem Jud Samuel Feibel, mit dem ich nichts weiter vorgehabt, als Wechselgeschäfte, wie sich für einen Mann, wie ich bin, wohl ziemt. Er aber ist Nachts, wann Feibel nicht zu Hause war, zu des Juden Weib geschlichen und hat schändliche Buhlschaft mit ihr getrieben, und als ihn der Jud vor Kurzem erwischt, hat er sich mit Geld losgekauft." Ein Strom von Abscheu fluthete aus hundert weit aufgerissenen Mäulern zusammen und zerbrach alle Dämme der Mäßigung. „Todt-

schlagen den Abschaum von Bürgermeister!" war bald die allgemeine Losung.

„Gebt mir ein Schwert!" schrie Don Juan. „Ich habe das meinige heute der heiligen Jungfrau geweiht, weil es mir die größten Dienste gethan und meinen Ruhm unsterblich gemacht hat. Gebt mir ein anderes Schwert, mit dem ich eben so große Thaten verrichte!"

Meister Pfrenger reichte ihm seinen Bratspieß mit den Worten: „Macht das meinige so glücklich!"

Der Ritter ergriff es und rief: „Mir nach! Zum Tod des Bürgermeisters! Zur Eroberung der gestohlenen Tage. Siegreich kehren wir wieder, dann ist heute der dritte, morgen der vierte October und morgen feiern wir die Doppelhochzeit!" — Und „die gestohlenen Tage!"

„Die Doppelhochzeit!" „Tod dem Bürgermeister!" schrie das Volk und stürmte bewaffnet dem Spanier nach.

Unterdessen waren Meister Martin, seine Brüder, Freunde und Anhänger aus dem Würzgärtlein ausgezogen und hatten sich in andere Weinschenken begeben, um das Volk aufzureizen. Bitten, Versprechungen, Drohungen, Lügen ꝛc. führten überall zum Zweck; und als nun der Haufe tobend und

brüllend, unter Don Juan's Leitung aus dem Würzgärtlein aufbrach, schlossen sich bald andere Haufen daran und die vereinte Masse wälzte sich vor das Haus des Bürgermeisters. Die dort aufgestellten Landsknechte wichen bald der Uebermacht und ergriffen die Flucht; das Haus wurde erstürmt, der Bürgermeister war aber glücklich entkommen. Eh der Abend anbrach, stand die ganze Stadt in Flammen des Aufruhrs, und das Haus des Bürgermeisters war nur noch eine Ruine.

Der glückliche Stadtschreiber saß vor dem Bette der heißgeliebten Frau und spielte mit dem holden Knaben derselben, der ihm in den Locken zauste, auf seinen Beinen ritt und andere Streiche spielte, als ihm seine Mutter, die draußen das Abendessen besorgte, ansagte, der Jude Feibel sei eben hastig den Berg herauf gestiegen und begehre ihn zu sprechen. Hallauer trat hinaus. Der Jude zog ihn ungestüm in einen der traubenreichen Gänge und sagte:

„Ich muß mich erholen guten Raths bei Euch, edler Herr, da ich weiß, daß Ihr seid der verständigste und beste Mann von unserm Stadtregiment, und meint es mit dem armen Juden so gut, wie mit dem reichen Christen."

„Sagt an, wenn ich Euch rathen kann, soll's geschehen.“

„Es lebt seit ein Paar Wochen hier ein Mann, der hat gefreit um des vorigen Herrn Bürgermeisters Wittwe, und nennt sich einen spanischen Ritter.“

„Ihr meint den Don Juan von Felsheim.“

„Ich kann nicht wissen, ob er ist ein Ritter oder nicht; ich weiß nur, daß er ist kein Spanier.

„Kein Spanier?! Woher weißt du das?“

„Ich will Euch Alles entdecken, edler Herr Hallauer, hört nur erst an, in welche Noth ich gerathen bin mit diesem Manne, und rathet mir, wie ich soll kommen heraus.“

„Nun so sag'! sag' an!“ rief der Stadtschreiber ungestüm.

„Er hat von mir gelehnt zweihundert Gulden hiesiges Geld und mir ausgestellt einen Pfandschein auf den sechsten October zahlbar. Nun wir heuer haben nicht solchen Tag, was noch kein Mensch hat erlebt, fürcht' ich zu kommen um mein Geld. Was soll ich thun?“

„Hast du den Mann schon gefragt, ob er zahlen will?“

„Ich habe, und da hat er geantwortet, er habe eine Verschreibung von guter Hand in hiesiger Stadt, die ich wohl kennen würde, auf tausend Gulden,

zahlbar den fünften October. So er sein Geld bekäme, solle ich das meinige haben, außerdem nicht.“

„Und von wem hat er die Verschreibung? Weißt du es?“

„Ich kann's nicht sagen gewiß; ich kann's nur vermuthen. Und von wem könnt' er sie auch weiter haben, als von der Jungfer Marthe Kernmeierin?“

„Von dieser?! Jude, du lügst. Wie käme diese mit dem Spanier zusammen?“

„Die haben sich gekennt schon lange und die Jungfer ist in Augsburg des Herrn Ritters — oder was er ist — Liebchen gewesen und haben zusammen zugebracht manchen schönen Tag und manche noch schönere Nacht.“

„Feibel! Feibel, was sagst du? Das ist ja eine köstliche Entdeckung! Kannst du das beweisen?“

„Ich kann nichts beweisen; ich kann nur sagen, was ich weiß. Ich war gewandert gen Augsburg, wo zum Reichstag zusammengekommen waren viele Fürsten und Herren und anderes Volk, und wo sich Manches gewinnen ließ in vielfachem Verkehr, Handel und Geschäft. Es waren dort auch der leichtfertigen Dirnen viel, vornehme und geringe. Ich weiß nicht, ob ich soll halten die Jungfer Kernmeierin auch dafür; aber ich habe sie oft gesehen,

prächtig aufgeputzt einherstolzieren mit schmucken Herrlein. Darunter hab' ich auch bemerkt den spanischen Herrn Ritter, da trug er noch deutsche Kleider. Eines Tags kam sie an seinem Arm und als sie meiner ansichtig wurde, winkte sie mich heran und sprach: Feibel, ich denke mit dir zu machen ein Geschäft gut und vortheilhaft für dich; komm zu mir in einer Stunde. — Ich antwortete: Ich mache gern ein gut Geschäft, davon muß ich leben; ich will kommen. — Und was hat sie für ein Geschäft mit mir gemacht? Feibel, sagte sie, schaff mir die kostbarsten spanischen Kleider für diesen Herrn und seinen Knecht. — Ich habe sie angekauft und anfertigen lassen, ich habe ein Paar Pferde besorgt und meinen Vortheil gehabt. Drauf hat sie wieder gesagt: Du bist ein schlauer Jud, Samuel, du mußt reinen Mund halten in unserer Vaterstadt, du magst hören und sehen, was du willst; wir haben sonst schon Geschäfte gemacht, ich kenne dich. Blos für das Schweigen erhältst du hundert Gulden von mir. Brauche ich aber zu Hause Geld, so nehm' ich's von dir und lege dir gutes Pfand ein. Drauf hab' ich ihr, bevor sie ist abgereist zweihundert Gulden geliehen, hier hat sie mir dreihundert wieder gezahlt. Vor acht Tagen hat sie mich aber spät in der Nacht bestellt, da mußte ich wieder zweihundert Gulden bringen, der Spanier war auch zugegen,

dem gab sie das Geld; dafür hat er sie geherzt und geküßt. Mir aber hat er auf eine Verschreibung noch besonders zweihundert abgeborgt, die er den sechsten October zu zahlen versprochen. Ihre Schuld ist mir wohl gewiß, nicht aber die seinige.

„Du sollst dein Geld haben, Feibel!“ rief der Stadtschreiber freudetrunken. „Ich verbürge mich dafür. Gehe jetzt gleich mit mir zum Bürgermeister und wiederhole dort deine Aussagen.

Ohne Frau Margarethen zu sagen, wohin er gehe und was er erfahren, nahm er das erbeutete Schwert und eilte mit dem Juden in die Stadt hinab. Der Abend war unterdessen hereingebrochen und warf herbstliche Schleier über das Thal. Ein ungewöhnliches Getöse, welches von unten herauf den Wanderern entgegen scholl, fiel dem Stadtschreiber auf und veranlaßte ihn zu verschiedenen Malen stille zu stehen und zu horchen. Der verworrne Lärm wurde lauter, und Hallauer beflügelte, von bösen Ahnungen ergriffen, seine Schritte. In der Stadt angelangt, erfuhr er bald die schlimmen Vorfälle aus dem Munde vorüberziehender Haufen. Man schritt eben zur Verwüstung der verhaßten Rathsherrn, und Hallauer vernahm aus einigen Aeußerungen, daß es dann an das Rathhaus kommen sollte. Mit Besonnenheit überlegend, was zu thun sei, um größerem Unglück vorzubeugen, und schnell das Rechte

ergreifend, eilte Hallauer mit dem Juden nach dem Rathhause. Es war öde und verlassen. Nicht nur die gesammte Obrigkeit, auch alle Diener derselben hatten das Hasenpanier ergriffen und das Gebäude war dem Angriffe der Empörer bloßgestellt. Hallauer verrammelte schnell die Thüren und befestigte sie, so gut es gehen wollte; den Juden schickte er in die Stadt, um den Reichsboten mit seinen Landsknechten, so wie gutgesinnte Bürger aufzutreiben. Er erwartete ruhig, des Spaniers Schwert in der Hand, die Dinge, die da kommen sollten, fest entschlossen, eher den Tod zu leiden, als in die Verwüstung des Hauses zu willigen. Inzwischen ging es besser, als er erwartet hatte. Die Empörer waren in die Keller der reichen Rathsherren gerathen, und da sie auf dem Rathhause nichts Aehnliches zu finden wußten, verweilten sie sich, trotz allen Ermahnungen und Drohungen des Spaniers, so lange in dem ihnen so angenehmen Aufenthalt, bis den Meisten von ihnen nicht mehr möglich war, denselben zu verlassen. Don Juan wurde immer wüthender, da er seinen Zweck verfehlt sah, und vergaß sich so weit, daß er nicht nur schimpfte, sondern auch schlug. Ein allgemeines Murren erhob sich gegen ihn, das nur von der überhandnehmenden Trunkenheit unterdrückt wurde. So ging die Nacht vorüber, und der tapfere Ritter mußte endlich gute Miene

zum bösen Spiel machen, da sich durchaus Niemand seinem Befehle fügen wollte. Mit dem Morgen erwachte auch der wilde Empörungsgeist wieder. Das aus Rausch und Schlaf emporgerüttelte Volk wurde von neuen Reden seiner Führer angereizt und bald fluthete die Masse wieder zusammen, um das Rathhaus zu stürmen. Von neuem Muth beseelt, ging Don Juan an ihrer Spitze. Vor der Hauptthüre des Rathhauses standen einige Feldschlangen und Kanoniere mit brennenden Lunten dahinter. Alle Fenster waren mit Landsknechten besetzt, die ihre langen Büchsen drohend zum Fenster herausstreckten. In der Thüre aber standen Hallauer, der Reichsbote und der Stadtwaibel Gutgesell, der diesen Morgen aus einem Aktenschrank hervorgekommen war, in welchem er zusammengekauert, sich Nachts über versteckt hatte. Die Empörer stutzten bei diesem Anblicke. Der Stadtschreiber winkte ihnen freundlich zu und rief: „Laßt mich reden, liebe Mitbürger."

„Schießt ihn nieder!" schrie der Spanier. „Er ist auch einer von den Bedrückern der Stadt. Nieder mit ihm!"

„Nieder mit ihm!" schrieen Viele aus dem Haufen, und schon wurden Feuerröhre auf den edeln Mann angelegt, und Gutgesell that einen Satz bei Seite, da stürzte ein Weib mit einem Kinde auf dem Arme herbei, und umschlang den Stadt-

schreiber mit dem andern noch freien Arm. Alle erkannten staunend in ihr Frau Margarethen, die Verlobte ihres Anführers.

„Mitbürger!“ rief sie. „Ihr wollt den edelsten Mann unserer Stadt unschuldig tödten. Aber erst muß ich eine Leiche sein, und hier der Sohn eures bravsten Bürgermeisters nicht mehr leben, eh es an unsern Retter kommt. Uebereilt euch nicht! Besinnt euch! Ihr seid betrogen. Jener Ritter Don „Juan von Felsheim ist ein Betrüger; er hat mich und euch hintergangen. Er trete vor, ich will es ihm in's Gesicht sagen.“

„Margaretha!“ rief Hallauer mit entzücktem Erstaunen. „Ihr seid genesen? Seid hier zu meiner Rettung. „Ja Mitbürger,“ wandte er sich an den Haufen, Ihr seid gräßlich betrogen.“

„Schießt ihn nieder und sie!“ kreischte Don Juan, und entriß einem neben ihm Stehenden das geladene Gewehr., um es auf die Beiden abzudrücken.

„Nicht also!“ sprach der Schuster Pfrenger, der neben ihm stand und bog das Gewehr nieder. „Wir haben keine Feindschaft gegen die Weiber, und Herr Hallauer ist ein braver Mann, das weiß die ganze Stadt. Warum sollen wir ihm ein Leid thun? Wir wollen ihn wenigstens erst hören.“

„Laßt uns ihn anhören!“ riefen eine Menge

Stimmen. „Er hat mir gedient; er ist ein braver Mann. Wir wissen nichts Schlechtes von ihm.“

„Er muß sterben!“ schrie der Ritter und drückte los, Pfrenger schlug aber auf die Büchse und der Schuß traf einen der schlimmsten Schreier, der sogleich blutend zu Boden stürzte.

„Was wollt Ihr Euch anmaßen!“ zeterte Pfrenger, „unsern trefflichen Stadtschreiber zu erschießen? Ihr habt einen Mann getroffen, der weniger werth ist, aber ihr sollt ihn blutig sühnen.“

Ein wildes Geschrei entstand. „Was will der Spanier?“ hieß es. „Ist er unser Herr oder nur unser Mitbürger? Ein unbekannter Fremdling ist er?“

Die er Abends vorher gemißhandelt hatte, erhoben ihre Stimme noch lauter gegen ihn: „Schlagt ihn todt! Sühnt den Mord mit seinem Blute!“

Da schwenkte der Reichsbote sein Fähnlein und Alles rief „horcht!“

„Ich will Euch sagen, wer dieser Spanier ist!“ rief der Bote. „Ich habe ihn so eben erkannt. Er ist ein berüchtigter Student aus Augsburg, Namens Hans Holzapfel und dort männiglich bekannt. Nachdem er sein Vermögen verpraßt, hat er den Spaniern gegen die Niederländer gedient. Vor einigen Monaten ist er dort entlaufen, und hat, nach Augsburg zurückgekehrt, dort mit Marthe Kern=

meierin ein unzüchtig Leben geführt und ihr viel Geld verthan. Ich kenn' ihn wohl, den saubern Vogel. Nicht wahr, Hänsle, wir haben manchen Krug zusammen ausgestochen?"

Maßloses Erstaunen fesselte das Volk.

„Er lügt!" schrie Don Juan in Verzweiflung. „Schießt ihn nieder!"

„Er lügt nicht!" erhob Hallauer seine Stimme. „Dort steht der Jude Feibel, der das Geld zu dem Mummenschanz hat hergeben müssen. Fragt nur den Feibel, der hat die spanischen Kleider geschafft und die Pferde. Fangt seinen Knecht und befragt denselben. Fangt die Kernmeierin und befragt sie, fangt ihn selbst und er wird es nicht läugnen können. Und was er für ein Kriegsheld ist, mag euch dieß sein Schwert beweisen, welches ich ihm gestern schimpflich abgenommen, da mir nur ein Weinpfahl als Waffe diente."

„Ist das die heilige Jungfrau, der Ihr das Schwert geweiht?" höhnte Pfrenger den bestürzten Spanier, der plötzlich zu entwischen Miene machte.

„Da geblieben!" rief der Schuster. „Wir haben noch mehr mit einander zu reden. Haltet ihn fest, liebe Freunde! Wir wollen die Geschichte untersuchen."

„Ein Prahlhans ist er bei St. Georg dem Reiter!" polterte Gutgesell. „Hat mir unmäßige

Lügen vorerzählt und mich stets gehöhnt, wenn ich etwas Wahres erzählte. Ein Lügenhans ist er, ein feiger Bube, der niemals Pulver gerochen; und nie eine Belagerung gesehen hat, wie die von Gotha."

„Liebe Mitbürger!" ermahnte Hallauer, „kehrt zu Eurer Pflicht, zur Ruhe und Ordnung zurück. Warum wolltet ihr dieß schöne Haus zerstören? ihr müßtet ja dann ein neues Rathhaus erbauen; denn ohne Regiment kann doch die Stadt nicht bestehen?"

„Da hat er Recht!" sagten Manche.

„Erzürnt unsern durchlauchtigsten Kurfürsten nicht noch mehr," fuhr der beredte Stadtschreiber fort. „Für das, was geschehen ist, versprech' ich Euch seine Gnade. Nur der fremde Betrüger wird davon ausgeschlossen sein. Keinem hiesigen Bürger soll etwas geschehen, da ihr von dem Schurken verführt worden seid, und ich werde für euch ein gutes Wort einlegen."

Herr Hallauer spricht sehr verständig," erhob Pfrenger wieder seine Stimme.

„Aber die elf gestohlnen Tage wollen wir wieder haben!" schrieen Andre dazwischen.

„Seht, wie ihr betrogen seid," versetzte Hallauer, „ihr habt keine Stunde verloren, geschweige einen Tag; denn auf das Gestern ist das Heute

gefolgt. Daß aber gestern der zweite und heute der vierzehnte October geschrieben ist, hat seinen Grund in einer neuen Zeitrechnung, welche der heilige Vater zu Rom für die ächt katholischen Christen erfunden hat, damit wir mit den lutherischen und calvinischen Ketzern nicht ein Mal die Zeit mehr gemein haben. Zur Strafe der Ketzer ist's gemacht und der Doctor Luther und Calvin sind allein daran Schuld."

„Ist's so?" sagten die Klügsten freudig erstaunt. „Dann ist ja die Sache gar trefflich zum Schaden der Ketzer eingerichtet."

„Ei was ist der Herr Stadtschreiber doch ein kluger Mann!" rief Pfrenger vergnügt. „Hättet Ihr doch das gleich gesagt. Ich merkte es wohl auch aus den Sternen, daß der Doctor Luther daran schuld sei, aber wie die Sache zusammenhing, mochte mir nicht klar werden. Nun begreif ich's. Wir haben eine beßre Zeit als die hundsföttischen Ketzer; unsre neue Zeit hat der Papst erfunden und die behalten wir für uns. Die Ketzer mögen mit der alten fertig werden."

„Das werdet Ihr mir aber nimmer ausreden," trat ein kecker Mann hervor, „daß wir das schöne Taglohn von elf ganzen Tagen rein verloren haben, die herrlichen Feste, auf die wir uns Alle freuten, gar nicht mitgerechnet!"

„Wir wollen die Tage haben, die Tage!“ scholl's wieder im Haufen.

„Wenn ihr wirklich des Glaubens seid,“ redete Hallauer wieder, „so beruhigt euch nur. Dem Papst, dem Kaiser und dem Kurfürsten können wir nicht entgegen sein; aber wer es verlangt, soll aus der Stadtkasse für die verlornen elf Tage entschädigt werden. Was die Feste und die euch versprochnen Genüsse betrifft, so will ich gleich gehen und selbst mit Meister Tobias Grauthaas sprechen, ob er euch das Fest nicht geben will. Erst aber bringt mir den betrügerischen Augsburger in das Stadtloch, schafft den erschoßnen Mann bei Seite und versprecht mir, euch ruhig zu verhalten, bis ich euch Bescheid bringe. Ihr seid verständige Männer; ich habe Vertrauen zu Euch.“

„Hier habt Ihr mein Wort mit meiner Hand!“ sagte Pfrenger feierlich. „Es soll Keiner einen Finger erheben Ich stehe dafür; sie geben was auf mich. Nicht wahr ihr wollt ruhig sein?“

„Ja!“ donnerte es aus tausend Kehlen.

„Fort mit dem Verführer in's Loch!“ befahl Pfrenger, dem der Haufen stillschweigend den Oberbefehl übertragen hatte, und knirschend vor ohnmächtiger Wuth wurde der Pseudo-Spanier von hundert dienstfertigen Armen, die kurz vorher seinem Befehl noch gehorcht hatten, in das Stadtgefängniß

abgeführt und gut bewacht. Neben ihn, zu seiner Qual, legte man die blutige Leiche des Mannes, den seine Kugel getroffen, und dessen Frau und Kinder den Thäter mit wuthschäumenden Schmähungen überhäuften, ja sogar Hand an ihn legten.

„Wenn ihr euer Wort nicht halten solltet,“ sagte Hallauer im Weggehen warnend, „so erinnert euch, daß diese Gewehre alle scharf geladen sind, und Gutgesell dabei steht.“

Er ging und ihm folgte Frau Margaretha in das Haus ihres Großvaters. Das Volk verhielt sich ruhig. Nach einer guten halben Stunde erschien der ehrwürdige Meister Tobias an der Hand des Stadtschreibers. Ehrfurchtsvoll bildete man eine Gasse. Alles war todtenstill.

„Kinder,“ sagte der Alte mit zitternder Stimme und entblößte sein silberweißes Haupt. „Gott hat es wohl gefügt. Die verlornen elf Tage haben mein Haus vor einem großen Unglück bewahrt, das ihm die Rache eines Weibes bereiten wollte. Mit Freuden will ich jedem von Euch das verlorne Taglohn ersetzen, und euch morgen ein Fest geben, so herrlich und glänzend, wie ihr keins erlebt. Die Vorräthe sind da, kann ich auch in der Eile die große Bretzel nicht backen, so soll doch Jedermann ein schönes feines Backwerk erhalten und Würste, Schinken und Braten voll auf, Wein so viel er trinken

will und ein lustiges Banket drei Tage lang. Jetzt geht ruhig nach Hause; morgen um zehn Uhr seid auf dem Anger."

Jubelnd zerstreute sich das Volk. Der Greis aber umarmte den Stadtschreiber sagend: „Ihr seid der Retter der Stadt und der Ehre meines Hauses. Kommt und empfangt Euern Lohn!"

Somit zog er ihn in sein Haus und legte ihm die weinende Margaretha mit dem Knaben an die Brust.

Eine Stunde später verbreitete sich das Gerücht, daß Marthe Kernmeierin eilig aus der Stadt geflüchtet sei. Viele Bürger wollten sie verfolgen und gefänglich einbringen, aber Hallauer gab es nicht zu. Da nun weder der Bürgermeister, noch der Schultheiß oder einer der Stadträthe zurückkehrten, so hielt es der Stadtschreiber für Pflicht, ein genaues Protokoll über die Vorfälle aufzunehmen und dem Landesherrn baldmöglichst zu überschicken. Er ging sogleich an die Arbeit und ließ zu diesem Behuf den entlarvten Don Juan vor sich in's Verhör bringen. Weil dem Betrüger nichts weiter übrig blieb, so gestand er, um Gnade zu erhalten, Alles; daß er nämlich früher die Rechtswissenschaft studirt, aber sein Hab und Gut durchgebracht, dann dem Könige von Spanien unter dem Herzoge von

Parma Dienste gethan gegen die Niederländer, demselben entlaufen und wieder nach Augsburg, seiner Vaterstadt, gekommen sei, um auf dem eben dort gehaltenen Reichstage sein Glück zu suchen. Dort habe er bald die Bekanntschaft der Marthe Kernmeierin gemacht und sei mit ihr in die vertrauteste Verbindung gekommen. Sie habe ihn endlich aufgefordert, ihr zu einer glänzenden Rache und zu einem guten Manne in ihrer Vaterstadt zu verhelfen. Darauf habe sie ihn mit allen Verhältnissen genau bekannt gemacht, die ihm zu wissen nöthig, um seine Rolle gut zu spielen. Die Geschichte von der Geburt und Abkunft des verstorbnen Bürgermeisters Holzheimer hätten sie zusammen ersonnen, und da Marthe von ihrem Vater genau gewußt, daß Holzheimer in dem Viehstalle eines gräflichen Gutes auf einer Geschäftsreise seiner Eltern geboren worden und dieser Umstand ziemlich bekannt sei, so hätten sie denselben zur größern Wahrscheinlichkeit ihrer Geschichte benutzt. Der Jude Feibel habe die nöthigen Mittel herbeigeschafft; darauf sei Marthe abgereist und er eine Woche später. Ihre Absicht aber sei gewesen, Frau Margaretha zur ehelichen Verbindung mit ihm zu bringen, dann dieselbe fortzuführen. In einem Grenzort hätte dann Marthe ihre Rache befriedigen und ihr den Betrug entdecken wollen. Dann hätte der ganzen Familie eine gleiche

Demüthigung bereitet werden sollen. Von Marthe habe er eine Verschreibung von tausend Gulden erhalten, zahlbar den Tag nach der Hochzeit, aber ungültig, wenn er durch Ungeschicklichkeit die Sache verderbe und die Ehe nicht zu Stande käme. Zu gleicher Zeit habe sie auf ihn, den Stadtschreiber, speculirt, um als seine Frau wieder zu Ehren und in guten Unterhalt zu kommen, da ihr Hab und Gut fast aufgezehrt sei. Während seines Hierseins habe er viele Nächte bei Marthen zugebracht und sich stets mit ihr berathen.

Nachdem das Protokoll abgeschickt war, eilte Hallauer zu seinem Gretchen, um sie mit den Einzelheiten des teuflischen Plans bekannt zu machen, der gegen sie gerichtet gewesen war. Sie schauderte. „Ich will dir den gegen die Marthe gehegten Verdacht nicht länger verschweigen", sagte sie dann. „Ich habe sie stets gefürchtet und für eine böse Hexe gehalten. Mein seliger Mann erzählte mir oft, wie er ihr gewiß sein Wort gehalten haben würde, obgleich er ihre Gemüthsart erkannt gehabt, wenn er sich nicht überzeugt hätte, wie sie in Augsburg ein schlechtes Leben geführt und böse Dinge getrieben. Je ruhiger sie sich verhielt, um so mehr grauste mir vor ihren Teufelskünsten, und diese stete Furcht trübte mein sonst so glückliches Leben. Wie wahr meine düstern Ahnungen gewesen, bewies der

baldige Tod meines Mannes und die denselben begleitenden sonderbaren Umstände. Wir herbsteten in unserm großen Weinberge; ihm gegenüber liegt Marthe's Weinberg, wie dir bekannt ist; zwischen beiden im Thale springt ein Brünnlein. Mein Mann war durstig und schickte einen der Arbeiter nach dem Brunnen, ihm einen Becher Wasser zu holen. Zufällig sah ich durch die Büsche und erblickte den Mann mit Marthen am Brunnen reden. Das Wasser war trübe, sagte mein Mann, als er getrunken, und schmeckte nicht gut. Ich erschrak über diese Worte, that mir aber nichts aus. Abends schon klagte er sich und einige Tage darauf war er todt. Marthe war kurz vorher von Augsburg gekommen und reiste, als sie geherbstet hatte, sogleich wieder dahin zurück. Ich aber konnte den Gedanken nicht unterdrücken, daß sie das Wasser behext habe."

„Vergiftet!" sagte Hallauer. „Was ist einem rachsüchtigen Weibe nicht möglich! Sie wird der Strafe ihrer Thaten nicht entgehen. Uns aber hat ihre Bosheit glücklich gemacht."

Gretchen umschlang den geliebten Mann und der kleine Hans faßte ihn bei'm Kopfe.

Es war kaum Tag geworden, als am andern Morgen der ganze Anger schon von Menschen wimmelte; Alles Böse schien vergessen; lustig und gutes

Muths erwartete man die versprochene Herrlichkeiten. Um zehn Uhr war die Bevölkerung der ganzen Stadt beisammen. Da erschienen eine Menge Lastträger mit großen Körben, Meister Tobias an ihrer Spitze. Als die Körbe abgesetzt waren, erblickte man in den einen weiße Brote von besondrer Form, wie man sie noch nie gesehen, in den andern aber kleine Würste, Braten und Schinken. Das Backwerk bestand nämlich aus elf einzelnen Brötchen, die nur schwach mit einander verbunden waren, so daß man sie leicht von einander brechen konnte. Ein Mann brachte auch einen Korb mit Batzenstücke angefüllt.

„Liebe Leute und Mitbürger", nahm der Greis, mit Freudenthränen im Auge, das Wort, „die elf ausgefallnen Tage haben mir großes Glück bereitet, und mich von der Eitelkeit geheilt; das ist eine böse Krankheit. Ich lag zu Bette an ihr, aber ich bin frisch und gesund geworden, so auch meine Ehefrau, als wir Gottes weise Fügung erfahren. Gott zum Dank und euch zur Freude, will ich euch die verlornen Tage ersetzen, wie ich euch gelobt habe. Und so habe ich euch denn die Tage gebacken. Seht hier elf Tage in elf Broten an einem Stücke aus feinem Kuchenmehl. Jeder von euch erhält ein solches elftheiliges Brot und eine Wurst dazu, Braten und Schinken; dort wird ein Weinschank errichtet, damit ihr euch auch satt trinken könnt. Jeder Arme erhält

außerdem drei Batzen für jeden Tag. Seid ihr das zufrieden?"

„Hoch lebe Meister Tobias!" erschallte der Jubelruf des Volkes. „So kommt und empfangt die gebackenen Tage!"

Und eigenhändig theilte er die Brote und die Würste aus an alles Volk und zahlte das Geld an die Armen. Die Menge freute sich aber sehr der gebackenen Tage, und unter Tanzen und Zechen verging das Fest. —

Die entflohene Stadtobrigkeit kehrte allmählig zurück; auch der Herr Bürgermeister Neblung. Aber es war einerseits zu des Kurfürsten Ohren gedrungen, welch' Aergerniß der Bürgermeister mit der Judenfrau gegeben, wie er die Stadtangelegenheiten nicht sonderlich verwaltet und die Stadt in der Noth feig verlassen, andrerseits wie der Stadtschreiber Hallauer die Stadt durch Kühnheit und Klugheit gerettet, obgleich er seiner Verdienste in dem eingesandten Protokolle bescheidentlich nicht erwähnt, ferner hatte das vortrefflich abgefaßte Protokoll und die Schnelligkeit mit der er's eingesandt ein gnädiges Vermerken von der Geschicklichkeit und Pünktlichkeit dieses Mannes bewirkt, und endlich war er durch die versprochene und vom Kurfürsten gehaltene Amnestie bei allen Bürgern höchst beliebt worden, so daß

Neblung sein Amt nicht wieder antreten durfte, sondern Hallauer, vom Kurfürsten vorgeschlagen, einstimmig zum Bürgermeister erwählt und bestätigt wurde. Vierzehn Tage darauf reichte er seiner Margaretha die Hand vor dem Altare, und Meister Tobias ließ sich mit seiner Anna ebenfalls einsegnen. Die große Bretzel ward gebacken, die große Wurst gesotten und beide wurden in Procession durch die Stadt getragen; voran gingen festlich geschmückt Meister Tobias mit seiner alten Anna, dann kamen der neue Herr Bürgermeister mit seiner Margaretha und dem kleinen Hans, nun folgte die ganze Grautbaas'sche Familie und wer mit ihr verwandt war. Hinter Bretzel und Wurst, die mit Bändern und Laub, reifen Trauben und anderm Obst geschmückt und auf schönen weißen Holzgabeln getragen wurden, folgte die ganze Bürgerschaft mit ihren Weibern und Töchtern paarweise, den Stadtwaibel Gutgesell an der Spitze, der die Stadtfahne trug. Nachmittags war Reifen- und Schwertertanz auf dem Anger, Abends großes Banket für die vornehmen Einwohner auf dem Rathhause und der Kurfürst beehrte dasselbe sammt seinem Hofstaate mit seiner Gegenwart und belobte den Bräutigam öffentlich. Auf dem Anger war Tanz für das gemeine Volk.

Meister Tobias machte ein Vermächtniß, daß alle Jahre am vierzehnten October die elftheiligen Brode

an alles Volk verschenkt werden sollten, so lange noch ein Glied seiner Familie lebe. Diese Weißbrote waren bald unter dem Namen der gebackenen Tage bekannt und über zwei Jahrhunderte aß man jährlich am vierzehnten October gebackene Tage und erinnerte sich dabei ihrer Entstehung.

Die braune Marthe.

Novelle.

Es war nicht weit mehr bis zur Mitternacht; die Mondessichel ging unter; und die Schleier der Tagesfeindin woben sich dichter um die alten Berghäupter und die Stadt, die sie wie Wächter umstanden. Durch die finstern und leeren Straßen wandelte nur ein Wesen, ein sehr ernstes mit grauenvollem Schweigen und unvernehmbarem Fußtritt, die Stille. Ueber den Markt aber wankten einzelne trübe Laternen, wie Gespenster, mattäugig und lebensmüde umherblickend, unheimlich flimmernd, und vergeblich bemüht, einen kleinen Kreis der düstern nebligen Finsterniß um sich zu erhellen. Auch Hammerschläge schallen zuweilen über die öde Fläche des Platzes hin, ein Geräusch wird vernommen, wie wenn man Balken und Breter zusammen fügte, halblaute Reden schwirren dann und wann, wie Seufzer durch die Luft, dann verschwindet plötzlich wieder Alles in der lautlosen schauerlichen gähnenden Nacht.

Ein dürftig gekleidetes Weib tritt aus einer Straße, schaut sich furchtsam um, und huscht dann mit unsichern Schritten, oft schneller, oft langsamer an den hohen finstern Häusern des Markts hin, die ihr zu drohen scheinen, und quer über den Plan; sie sieht die unheimlichen Laternen, erkennt schatten-

hafte Männergestalten, die einen seltsamen Bau mitten auf dem Platze aufführen. Die Umrisse desselben treten der ängstlichen Wanderin erst ungewiß, dann deutlicher entgegen. Was ist das für ein mitternächtlich schauerliches Haus? O Himmel! Es ist ein Schaffot.

Ernst und feierlich verbinden die schweigsamen Arbeiter Balken mit Balken und heften Bret an Bret. Sind sie gefühllos, diese Leute? Oder drückt sie der gewaltige Schmerz? Das Holz scheint unter ihren Händen zuweilen aufzustöhnen, gleichsam als gehorche es unwillig dem blutigen Machtspruch.

Das arme Mägdlein, das hinzu gekommen, starrt lange der trägen Arbeit zu, ihre Füße scheinen in den Boden gewurzelt, ihre Blicke in das Schaffot; sie sieht so abgehärmet aus, so verwirrt, sie wagt nicht nah hinzuzutreten. Endlich erblickt sie ein Arbeiter und schrickt vor ihr zurück. „Was will die Dirne dort?“ sagt dieser zu den Andern, „sie muß wahnsinnig sein.“

„Ich will sie anrufen und fragen, was sie hier zu stehen hat,“ ließ sich ein Zweiter vernehmen, und ging mit seiner Laterne auf das Weib los. Er beleuchtete ein liebliches aber kummervolles Gesicht und ein Paar Augen mit so schauerlichem Ausdruck, daß er erbebte.

„Was willst du hier?“ fragte er barsch; denn sein Muth war verloren.

Das Mädchen fuhr heftig zusammen, als habe sie geschlafen oder sei geistesabwesend gewesen, und jetzt, gewaltsam aufgerüttelt, erwacht und zum Bewußtsein gekommen, und stammelte schüchtern und verlegen: „So ist es denn doch wahr, daß er sterben muß?“

„Wen meinst du denn, Mädchen?“ fragte Jener weiter.

„Baut ihr denn das Blutgerüst nicht für Lorenz Hubert, den Untersteiger im St. Gehülfenschacht?“ fragte sie beklommen und die Antwort fürchtend.

„Ei freilich!“ lautete diese. „Der Lorenz ist's, der übermorgen hier sein junges Blut hinströmen lassen muß.“

Dem Mädchen entfuhr ein Schrei.

„Was geht dich der Lorenz an?“ sprach der Zimmermann weiter. „Ein unglücklich Schätzchen hat er; Geschwister hat er nicht. Was thust du so wehleidig um ihn?“

„Ich hab' ihn gut gekannt,“ erwiederte die Dirne ausweichend. „Ach und ich glaubte immer noch, seine Unschuld werde an den Tag kommen. Da hörten wir heute in Großsommerhaide, das Todesurtheil sei ihm gesprochen, und da bin ich noch

spät in die Stadt hereingelaufen, um mich zu überzeugen.“

„Der Lorenz ist ja wohl von Großsommerhaide gebürtig?“

„So ist's; wir waren Nachbarskinder.“ —

Vom heiligen Kreuzthore und der Kreuzgasse herab ließ sich jetzt Wagengerassel und Pferdegetrab hören, und zog, die Unterhaltung unterbrechend, die Aufmerksamkeit der Arbeiter auf sich. Eine Kutsche rollte heran, von einigen Reitern begleitet, und wurde, indem sie quer über den Markt nach dem Gasthof zur Schnepfe fahren wollte, durch das ihr im Wege liegende Schaffot aufgehalten. Die Arbeiter riefen den Reitern und dem Kutscher zu, auszubiegen.

„Was gibt's hier?“ fragte einer der Reiter heransprengend, und das Mädchen horchte bei'm Klange seiner Stimme aufmerksam empor.

Ein Arbeiter erhob seine Laterne, dem Reiter in's Gesicht leuchtend, und versetzte mit dumpfer Stimme: „Ein Schaffot, Herr, daß sich Gott erbarme!“

Das Mädchen hatte einen scharfen Blick in des Fremden Gesicht gethan und rief jetzt: „Herr Baron, sind Sie es wirklich, oder täusch' ich mich nur?“

Der Reiter beugte sich herab und betrachtete

die Sprecherin genauer. „J Marthe,“ rief er dann überrascht, „wie kommst du doch hierher? Fast hätt' ich dich nicht wieder erkannt. Bist du krank gewesen?“

„Ach, ja, Herr Baron, recht krank?“ seufzte das Mädchen.

„Doch sag', was treibst du hier bei dem Schaffot? Und was soll's mit diesem?“

Der Arbeiter trat näher und gab dem Reiter zu verstehen, es müsse mit dem Mädchen wohl nicht recht richtig sein. „Das Gerüst,“ setzte er hinzu, „ist zum Tod durch's Schwert eines armen Untersteigers bestimmt, der sich von dem Verdacht nicht reinigen kann, den Schichtmeister in der Grube erschlagen zu haben.“

„Aber weshalb baut Jhr so spät in der Nacht?“

„Es ist ein uraltes und heiliges Recht, ein Gebrauch unserer Stadt, gewiß so weit hinausreichend als sie selbst, daß das Blutgerüst auf dem Markte nur in der Nacht erbaut werden darf.“

Marthe's Augen waren unterdessen in seltsamer Glut entglommen; sie machte heftige und wunderliche Bewegungen.

„Jch bitte Sie, Herr Baron,“ sagte sie laut und dringend, „steigen Sie vom Pferde; ich habe Jhnen etwas höchst Wichtiges mitzutheilen. Kommen Sie.“

„So folge mir in den Gasthof," versetzte dieser, und Reiter und Wagen eilten dorthin, die Thorglocke ertönte, die Thürflügel wurden geöffnet, das erleuchtete Haus verschlang die späten Ankömmlinge, und mit ihnen Marthe, die dem Reiter schnell auf dem Fuße gefolgt war.

Aus dem Wagen stieg ein Mann in Civilkleidern, der nicht mehr jung war, eine Dame von entgegengesetztem Alter und noch ein andres Frauenzimmer, die bei jener zugleich Zofendienste verrichtete. Diese und der junge Reiter in Lieutenantsuniform, den Marthe Baron angeredet, nahmen die schönsten Zimmer des Gasthofes ein, und das schüchterne ängstliche Mädchen wurde von dem Letztern genöthigt, mit hinein zu treten. Sie weigerte sich anfangs, und als sie der Officier halb mit Gewalt in die Stube gezogen und gefragt hatte, worin ihre wichtige Mittheilung bestehe, brachte sie nicht ein Wort hervor, sondern starrte unbeweglich vor sich hin, so daß ihr Gegenüber selbst an ihre Geistesverwirrung zu glauben anfing.

Die Blicke der Uebrigen hingen neugierig und erwartungsvoll an dem fremden Mädchen, das im vollen Scheine der Lichter sich von mittler Größe untersetztem Bau und in der geringen Kleidung einer

Dienstmagd vom Lande darstellte. Ihre Gesichtsfarbe war auffallend dunkel oder braun, ihre Züge im höchsten Grade leidend und ihr Blick in sich verdüstert und brütend; doch belebte ein großes schwarzes Auge, wenn sie es aufschlug und bewegte, jenen düstern Charakter und minderte den unheimlichen Ausdruck desselben; aber wenn sie es unbeweglich vor sich hinstarren ließ, wurde dieser sogar grausig.

„Nun, Marthe, so sage doch, was dir mir mitzutheilen so wichtig schien," redete sie der Baron noch ein Mal dringender an. „Es ist schon sehr spät; wir sind heute lange gereis't und angegriffen, da wir die Stadt doch gern erreichen wollten. Ruhe thut uns noth; drum spute dich."

„Ich will es Ihnen allein sagen, Herr Baron," versetzte Marthe befangen.

„Ei du wunderliche Dirne, was du mir zu sagen hast, können Schwester und Oheim auch hören."

Marthe sah die beiden Genannten mit einem durchdringenden Blick an, schüttelte den Kopf und flüsterte: „der Dame wohl, aber dem Herrn nicht."

„Das Bett dürfte mir ohnedieß lieber sein, als die Mittheilung der wunderlichen Person," gähnte der Oheim, nahm ein Licht und verfügte sich in ein Nebenzimmer. Die Kammerjungfer mußte sich auf einen Wink ebenfalls entfernen. Dagegen hingen

die Blicke der jungen Dame voll der gespanntesten Erwartung an Marthe's Gesicht.

„Nun beeile dich!" redete der Baron diese an.

Geheimnißvoll sprach das Mädchen: „Sie sind wie ein Engel Gottes hierher gekommen, Herr Baron. Ja, ja, Sie hat der Himmel gesandt; Ihr Antlitz leuchtete mir, wie verklärt, Ihr Haupt scheint mir von Strahlen umgeben."

Des Mädchens eigenes Gesicht verklärte sich dabei von einer hohen Begeisterung überglüht.

„Aber was soll's damit?" fragte der Baron weiter, nicht ohne Besorgniß, es möchte diesem seltsamen Anfange noch weit Ungereimteres folgen.

„Sie sind von Gott gesandt und ausgewählt, den unschuldigen Lorenz Hubert zu retten."

„Wer ist der, den du nennst?"

„Der Untersteiger aus dem St. Gehülfenschacht."

„Was ist's mit diesem Manne?"

„Der gute unglückselige Lorenz ist's ja, dem sie draußen das Schaffot bauen," heulte die Dirne auf. „Uebermorgen soll er hingerichtet werden. Aber es wird nicht geschehen; denn Sie werden sein Retter sein, Herr Baron."

„Ich?!" versetzte dieser zweifelhaft. „Wie wäre das möglich?"

„Bei Gott ist kein Ding unmöglich!" sprach das Mädchen fromm, indem sie die Hände faltete.

„Ich will es Ihnen erklären," fuhr sie dann zuversichtlich fort, „weshalb Sie sein Retter sein werden. Heute Nachmittags kam die Schreckensnachricht zu uns, daß der Lorenz zum Schwert verurtheilt sei. Ich war kaum genesen von einer langen und schweren Krankheit, in die ich verfallen, als man ihn des Mords am erschlagnen Schichtmeister beschuldigte und in's Gefängniß setzte, aus dem er nicht wieder herausgekommen ist. Wie viel Wochen darüber vergangen sind, weiß ich nicht, aber ich war immer dem Tode näher, als dem Leben, wie mir meine Mutter gesagt hat. Nun fühlte ich mich wieder ziemlich munter, aber aus dem Hause war ich noch nicht gekommen, da tritt heute Nachmittags Nachbars Lise herein, blaß und zitternd, und wispert mir zu, daß der Lorenz durch das Schwert des Scharfrichters sterben soll. Ich schrie auf und fiel ohnmächtig auf's Bett. Dann kam ich wieder zu mir und weinte so viel und heftig, daß ich zu erblinden glaubte. Auch hoffte ich, ich würde nun wieder recht krank werden und sterben. Das war mein einziger Wunsch. Aber als es Abend geworden war, schlief ich ein, neben mir lag meine Mutter. Plötzlich fuhr ich empor, von einem unbeschreiblichen Gefühl erweckt. Unser Stübchen war erleuchtet, wie vom klarsten Blitzesschein, aber der himmlische Feuerglanz blieb dauernd und ging von einer hohen

herrlichen Frau aus, die vor meinem Bette stand und mit silberheller Stimme also zu mir sprach: Steh' auf, Marthe, ziehe Schuhe an deine Füße, schürze und gürte dich und gehe hinein zur Stadt; ich habe dich erwählt, den unschuldigen Lorenz Hubert vom Tode der Schmach und Schande zu erretten. — Da wich alle Furcht von mir, voll Vertrauen blickte ich ihr in das engelschöne Auge und fragte sie mit festem Muth: Wer bist du, hohe Frau? — Sie antwortete: Ich bin die heilige Gehülfen, die Patronin des Schachtes, der von mir den Namen führt; ich weiß, daß Lorenz unschuldig ist, aber durch dich soll seine Unschuld an den Tag kommen. Drum säume nicht, und thu' wie ich dir befohlen habe. — Ich sprach zweifelnd: Wie soll mir armen schwachen Magd solches gelingen? — Sie versetzte: Vertraue auf Gott, der durch die Schwachen und Geringen sich lieber offenbart, denn durch die Starken und Vornehmen. Auch wirst du Freunde finden noch in dieser Nacht, die dir das Werk vollführen helfen. Und als sie dieses gesprochen, war's wieder dunkel umher; ich aber sprang aus dem Bette, um mich anzukleiden. Die Mutter war munter und fragte erschrocken nach meinem Beginn, ich erzählte ihr, was ich gesehen und gehört, sie aber schwur, es sei nur ein Traum gewesen; denn sie habe noch kein Auge geschlossen, seit sie sich niedergelegt, und

suchte mir auf alle Weise den späten Gang auszureden. Ich aber ließ mich nicht durch ihre Bitten, nicht durch ihre Thränen abhalten, und machte mich auf den Weg, den mir die Mondessichel spärlich beleuchtete. In der ersten Stunde ging es gut, aber in der andern verließen mich die Kräfte; mit großer Mühe und wankend erreichte ich das Thor. An den Häusern mich anhaltend, ging ich weiter, aber in einer Hausthüre sank ich ohnmächtig nieder, die Sinne vergingen mir. Als ich wieder zu mir kam, stand die St. Gehülfen vor mir, reichte mir die Hand und richtete mich auf. Ich befand mich in der öden Straße, und finstre Nacht war um mich her. Langsam ging ich weiter, und erreichte den Markt, wo man eben das Schaffot bauete. Bald darauf kamen Sie auch dorthin, Herr Baron, und kaum hatte ich Sie erkannt, als mir eine innere Stimme zurief: dieß ist der Engel, der dir beistehen wird, um den armen Lorenz zu retten.“

Der junge Officier lächelte mitleidig, indem er sagte: „Deine Heilige und die innere Stimme mögen dich doch wohl getäuscht haben, Marthe; denn wie kann oder darf ich einen Menschen dem Arme des Gesetzes und der Gerechtigkeit entziehn, den sie wegen eines schweren Verbrechens zum Tode verurtheilt hat? Und auf welche Weise willst du denn den Untersteiger Lorenz Hubert, wie du ihn

nennst, dem strafenden Schwerte entziehn? Von welcher Art müßte denn meine Hülfe sein, wenn sie ihm zu gut kommen sollte?"

„Das weiß ich nicht," versetzte Marthe kleinlaut.

„Du bist noch krank, arme Dirne. Ich will im Hause ein Kämmerchen für dich bestellen mit einem Bette. Lege dich nieder und schlafe. Die schauerlichen Gebilde der Nacht ängstigen dich, der helle Tag wird dich wieder beruhigen. Dann will ich weiter für dich sorgen. — Verfüge auch du dich zu Bett, Sabina," wandte er sich an die junge schöne Dame, „du sollst dieser armen Unglücklichen wegen nicht den Schlaf entbehren."

„Nicht doch, Moritz," versetzte diese. „Das Mädchen interessirt mich viel zu sehr, und ich weiß von ihrem Schicksal und dem des jungen Mannes, um den die Arme leidet, viel zu wenig, als daß ich ruhig schlafen könnte, trotz der heutigen Anstrengung."

„Ich will und kann auch nicht schlafen," sagte Marthe weich und schmerzlich, „und wenn Sie mir Ihren Beistand versagen, so muß ich weiter gehen; aber Sie sind's dem Lorenz eigentlich schuldig, so gut wie ich; denn Sie haben ihn ja um die Braut gebracht; und wenn er den Schichtmeister wirklich erschlagen, so hat er's in der Verzweiflung gethan. Denn es geschah gleich darauf, als wir von Dresden zurückgekehrt waren."

„Ich ihn um die Braut gebracht?!“ rief der Baron verwundert. „Ich verstehe dich nicht.“

„Aber so sag’ uns doch nur erst, wer ist der Lorenz? was soll er verbrochen haben? und wie kommst du dazu, dich so sehr um ihn zu bekümmern?“ fiel Sabine ein.

„Sein Vater ist ein Bergknapp gewesen aus einem fremden Land,“ erzählte Marthe, „seine Mutter aber ist aus Steinbach im Gebirg beim großen St. Johannisschacht, darin auch sein Vater Heuer war. Er kam in’s Dorf, sah die schöne Barbara, und heirathete sie, da ihre Mutter nichts dagegen hatte. Ihr Vater war todt. Der junge Mann hatte noch kein Jahr mit ihr in der glücklichsten Ehe gelebt, als er eines Abends nicht heim kehrte. Die junge Frau wurde von ungeheurer Angst gequält; sie glaubte den geliebten Mann verschüttet und lief noch in der späten Nacht umher. Aber er war mit den andern Heuern aufgefahren, hatte ihnen gute Nacht gewünscht und Niemand konnte sagen, wohin er gekommen sei. Nach einer sehr schlimmen Nacht erfuhr sie, daß Abends vier Fremde im Dorfe gewesen und sich nach ihrem Manne befragt, vor Nachts noch aus dem Wirthshause gegangen und nicht wieder gekehrt seien. Ein Knabe wollte den Lorenz Hubert mit fremden Männern vor dem Dorfe begegnet sein. Der Verschwundene kam nicht

zurück; nie hat die arme Frau wieder etwas von ihm gehört. Der Herr Oberbergmeister Schimmelpfennig nahm sich ihrer an und vermochte sie nach Großsommerhaide auf sein Gut zu ziehen und die Stelle der Wirthschafterin zu übernehmen. Dort hat sie den Lorenz geboren. Gleich darauf wurde sie auf Betrieb des Herrn Oberbergmeisters — sie that's nicht gern — von ihrem, wie es hieß, böswillig entwichnen Manne gerichtlich geschieden und heirathete den Verwalter, dessen Frau sie noch ist. Der Herr Oberbergmeister that aber nicht allein an ihr alles Gute, sondern auch an ihrem Kinde. Damit der Junge den Frieden der neuen Ehe nicht stören sollte, nahm ihn Herr Schimmelpfennig zu sich in's Haus, als er fünf Jahre alt war. Wir waren Nachbarskinder gewesen und ich habe ihn stets geliebt und niemals vergessen. Jährlich kam er ein Mal heraus zu seiner Mutter, dann war er immer hübscher und stattlicher herausgeputzt. Manche Nacht konnte ich nicht schlafen vor dem herzigen Jungen. Als ich achtzehn Jahr alt geworden war, starb mein Vater, und ich mußte mich als Magd verdingen. Ich fand einen Dienst in der Stadt; aber mir gefiel es nirgends, bis es mir gelang, in das Haus des Oberbergmeisters zu kommen. Nun waren meine Wünsche erfüllt. Ich konnte täglich um Lorenz sein, und da er nicht wie der Sohn, sondern wie

der Diener gehalten wurde, so war kein Abstand zwischen uns; wir wohnten auf einer Stube, aßen zusammen und arbeiteten oft zusammen. Das war die glücklichste Zeit meines Lebens. Ach sie sollte gar nicht lange dauern. Ich sah mit Schrecken, daß Lorenz von einer Andern sehr heiß geliebt wurde — er war ja der schönste aller Bergknappen — und daß er jene wieder liebte. Ach, ich wurde sogar zur Unterhändlerin gebraucht, und habe Beiden treu gedient.“ —

„Wer war diese Andre?“ fragte der Offizier, aber Marthe antwortete nicht.

„Wer war diese Andre?“ wiederholte er mit Nachdruck.

„Das darf ich Ihnen nicht sagen“, versetzte sie ängstlich.

„Aber du hast sie schon bezeichnet, indem du vorhin sagtest, ich habe Lorenz Hubert um die Braut gebracht. Es ist Susanna Schimmelpfennig.“

Da sank Marthe in die Knie und jammerte: „Um Gotteswillen, verderben Sie mich nicht! In Angst und Verzweiflung habe ich ein Geheimniß verrathen, das mir schwer auf die Seele gebunden worden ist. Es wäre mein Unglück, wenn Sie Gebrauch davon machten.“

„Sei ruhig; doch erzähle weiter, und wenn du mir der Wahrheit getreu Alles mitgetheilt hast,

kannst du ganz auf meine Verschwiegenheit bauen. Die Susanna liebte also den Lorenz?"

„Ja wohl und sehr stark; er hätte sonst wohl nicht an sie gedacht. Aber sie war ganz versessen auf den schmucken Burschen und verlobte sich heimlich mit ihm. Sie ließ ihm auch ein goldnes Ringlein machen und schwur ihm ewige Liebe und Treue; das hab' ich mit meinen eignen Ohren oft gehört; denn ich mußte ihre geheimen Zusammenkünfte bewachen. Endlich hatte der Herr Oberbergmeister etwas gemerkt; da mußte sie Knall und Fall fort zu seiner Schwester nach Dresden. Sie ließ nicht eher nach, bis ihre Eltern mich ihr als Zofe mitgaben, damit sie durch mich ihre Briefe an Lorenz besorgen und die seinigen empfangen könne. In Dresden machte sie aber Ihre Bekanntschaft, Herr Baron. Sie wußte sich bald von Ihnen geliebt, und der arme Lorenz war vergessen. Daß ich Jungfer Susanna's neue Liebe begünstigte, Ihnen ihre Briefchen brachte, und Sie zum Stelldichein einlud, das ist mein großes Verschulden an dem armen Lorenz. Ich war eigennützig und glaubte, wenn er die vornehme Braut verloren habe, werde er sein Auge wieder auf mich, die verlassene Magd, werfen. Und das kann ich mir nie vergeben und vergessen. Sie hatten endlich hinsichtlich einer ehelichen Verbindung Rücksprache mit Susanna genommen, und

wir eilten schnell nach Hause, damit sie ihrem Vater die Nachricht selbst überbringe. Den Lorenz hat sie noch ein Mal heimlich gesprochen, und wahrscheinlich hat sie ihm da sein Schicksal mitgetheilt; denn am andern Tage fand man den Schichtmeister im St. Gehülfenschacht erschossen, den Untersteiger ohnmächtig nicht weit davon, und neben ihm ein abgebranntes Pistol, das die übrigen Knappen oft bei ihm gesehen. Man wußte, daß Beide nicht die besten Freunde gewesen waren; daß Lorenz den Schichtmeister als einen Betrüger verabscheut, und wirklich stand der Ermordete in dem übeln Ruf, daß er das Silberbergwerk bestohlen habe. Es ergab sich auch aus der Untersuchung, daß der Schichtmeister einen ungeheuern Betrug gespielt, den er sehr schlau zu verstecken gewußt; denn die Rechnungen, die er dem Herrn Oberbergmeister eingereicht und die dieser an's Bergamt abgeliefert hat, sollen alle in der besten Ordnung sein. Auch weiß man durchaus nicht, wohin er mit dem gestohlnen Silber gekommen sein mag; es hat sich nirgends etwas gefunden.“

„Und Lorenz?“ rief Sabina beängstigt.

„Er hat den Mord stets geläugnet. Wenn er aber gefragt wurde, ob er den Mörder kenne oder Argwohn auf Jemand habe, dann ist er verstummt, und nie zu bereden gewesen, noch ein einziges Wort

zu sprechen. Zuletzt soll er, wie erzählt wurde, den Mord doch noch eingestanden haben, aber ich glaube es nicht. Er war ja der frömmste und beste Mensch, der nie einem Andern etwas zu Leid that, der kein Thier tödten konnte, geschweige einen Menschen. Der innre Geist sagt's mir, Lorenz hat den Schichtmeister nicht erschlagen, und die St. Gehülfen hat es mir auch gesagt; und wenn Sie in sein unschuldiges, taubensanftes Gesicht sähen, Sie würden es glauben."

„Nun lege dich zu Bett, Marthe", bat der Baron, „und laß uns morgen weiter darüber sprechen."

„Ich schlafen? Nimmermehr! Lassen Sie mich hinaus! Gott und die heilige Gehülfen werden meine Schritte leiten, daß ich Beistand finde."

Sie eilte durch die Thüre. Sabina ergriff ein Licht, um ihr zu leuchten, oder vielmehr ihr einige Worte zuzuflüstern, die sie in Gegenwart ihres Bruders nicht sagen konnte. Von fremden und stürmischen Gefühlen überwältigt, von einer nie gekannten Begeistrung durchglüht, hatte Sabina nur einen Gedanken, nämlich, dem wunderbaren Mädchen zur Rettung des Untersteigers beizustehen. Zur Schwärmerei geneigt, sah sie die Magd als eine Gottgesandte an; und obgleich sie nicht wußte, wie eine solche Rettung bewerkstelligt werden könnte, so

faßte sie doch draußen Marthe's Hand und sagte feierlich: „Rechne auf mich, Mädchen! Du hast den dir verheißnen Beistand gefunden. Aber nicht mein Bruder ist's. Nein, die Freundin steht vor dir, und Lorenz muß gerettet werden."

Marthe umklammerte im Andrang der Gefühle Sabina's Arm, bedeckte ihre Hand mit Küssen und sagte: „Gott wird mir den Weg eingeben. Morgen sprechen wir uns wieder." — Fort war die seltsame Erscheinung und Sabina legte sich zu Bett, um wachend wirre Träume zu träumen.

Zu derselben Zeit, als die Fremden im Gasthof zur Schnepfe einkehrten, lag der zum Tod verurtheilte Lorenz Hubert im Gefängniß und schlief ruhig, wie die Unschuld schläft. Blonde Locken ringelten sich auf seine Schultern herab, ein süßes Lächeln schwebte um seine schönen Lippen; die mitleidige Nacht wiegte ihn weich und mütterlich in ihren Armen. Neigte sich die St. Gehülfen auch in seine Träume, ihm die balsamische Hoffnung des Lebens zuflüsternd, oder war es der Seraph des Todes, der ihm freundlich mit der Friedenspalme winkte?

Die Schlösser knarren, die Riegel rasseln zurück, die Thüre dreht sich in den Angeln, Lichtstrahlen

fallen in das Kerkergemach, und eine verhüllte Gestalt tritt herein, hinter welcher die Thüre wieder sorgfältig verschlossen wird. Sie läßt das Licht der Laterne, die sie trägt, auf das jugendliche Gesicht des Schläfers fallen, und betrachtet ihn einige Augenblicke stumm; dann entfernt sie Mantel und Tücher, die sie umhüllten und steht da als ein hohes-reizendes Mädchen. Stolze Formen, schöne Züge, aber nicht verklärt vom sanften Strahl des Gemüths. Und dennoch zuckt etwas, wie Gefühl, wie Mitleid, in dem großen, dunkelblauen, liebefordernden Auge, als sie es wiederholt auf den schlafenden Jüngling heftet und fast nicht abzuwenden vermag; doch bewegt anscheinend eine tiefe Regung dieß Marmorgesicht. Verrathen ihre ängstlichen Bewegungen nicht einen Seelenkampf zwischen Stolz und Liebe, zwischen kalter Berechnung und warmem Mitleid? Sie seufzt tief schmerzlich auf, ihr Auge glänzt als feuchter Thränenspiegel! Haben Liebe und Mitleid gesiegt? — —

Lorenz erwachte. Seine Augen empfingen das vor ihm stehende liebliche Bild, und das Lächeln des Traums ging noch schöner in die Wirklichkeit über.

„Bist du da, Susanna?" sagte er, sich aufrichtend freundlich und mit wohltönender Stimme.

„Ich wollte deinen Schlummer nicht stören",

versetzte sie, sich zu ihm neigend. Er schlang seinen Arm um ihren Nacken und zog ihr niedlich geformtes Haupt zu sich herab, umfaßte sie dann fester und preßte heiße Küsse auf ihre schwellenden Lippen. Dazwischen flüsterte er: „Ich habe mich heute recht nach dir gesehnt! Ich ahnete, ja ich wußte es, daß du in dieser Nacht kommen würdest. Nicht wahr, du kommst auch Morgen — Nacht noch ein Mal? Es ist ja die letzte Nacht und ich möchte den süßen Brand deiner Küsse auf meinen Lippen heiß erhalten, bis sie für ewig erkalten. O wie bekränzt mir deine treue innige Liebe den trüben Gang mit heitern Blumen! Ich glaube kaum, daß ich das Schwere so standhaft durchgesetzt hätte, wäre deine Liebe mir nicht Begleiterin und Stütze gewesen. Nun hab' ich's mit ihrer Hülfe bald überstanden."

„Ich kann es nicht hören, wenn du vom Tode sprichst", unterbrach die Jungfrau seine milde Rede. „Die Hoffnung auf deine Befreiung und Rettung hat mich noch nie verlassen, und ist, seit dir das Todesurtheil gesprochen ist, nur noch stärker erwacht. Mein Vater hat sich deinetwegen an den Kurfürsten gewandt und die Gnade desselben angefleht. Er hofft mit Gewißheit, daß dir das Leben geschenkt werde, da du doch die That nie eingestanden. Sollte aber seine Hoffnung trügen, so hat er mir gesagt, er habe einen Plan entworfen, nach

welchem du in der morgenden Nacht durch List aus dem Gefängniß befreit werden solltest.“

„Deine hoffnunglichten Worte rufen mir in's Gedächtniß zurück, was ich vorhin geträumt. Klar stehen mir die Bilder des Traumes nicht mehr vor der Seele; es geht Alles formlos durcheinander und ist wie mit Schleiern umhüllt; aber so viel ist mir doch erinnerlich: es wurde mir die festeste Gewißheit gegeben, daß ich nicht auf dem Schaffot sterben, sondern gerettet werden würde, und zwar auf eine gar wunderbare Weise durch die Hand einer Jungfrau, die mich unaussprechlich heiß und innig liebe.“

„Das bin ich!“ rief Susanna. „Durch meine Hand wirst du gerettet werden. Ja, ja, mein Vater sprach davon, im Fall sein Plan zur Ausführung kommen müsse, werde er mich dabei brauchen.“

„Ja, du bist's, die mich so unaussprechlich heiß und innig liebt!“ lächelte Lorenz und wandt seinen Arm wieder um ihren üppigen Leib. „Wer anders hätte denn den armen Lorenz geliebt? Du, du hast mein niedres unbeachtetes Leben mit der Sonne deiner Liebe verklärt. Aber wie seltsam doch ein Traum spielt! Dich sah ich nicht, sondern ein andres Gesicht, freilich viel schöner als es in der Wirklichkeit ist, das Gesicht eines Mädchens, an das ich lange, lange nicht gedacht, nämlich das der

braunen Marthe, eurer Magd, meiner Jugendgespielin. Sie war eine Heilige geworden, ein Engel oder ein Schutzgeist, und reichte mir die Hand. Sie war unbeschreiblich schön."

„Vielleicht ist sie gestorben", sagte Susanna gleichgültig, „und ihr Geist ist dir im Traum erschienen. Sie war ja der Schutzgeist unsrer Liebe. Sie hat sehr krank darnieder gelegen und noch vor Kurzem hat man an ihrem Aufkommen gezweifelt."

„Wo ist sie denn?"

„Als sie erkrankte, ließen sie meine Eltern zu ihrer Mutter nach Großsommerhaide fahren und dort hat sie gelegen."

„Ja, ja, dann ist sie todt", düsterte Lorenz in sich hinein. „Ich habe als Kind stets mit ihr gespielt. Vielleicht begrüßte sie mich als Bürgerin der bessern Welt, der auch ich im Begriffe stehe, in die Kindheit jenes Lebens hinüber zu schreiten. Vielleicht dürfen wir drüben wieder mit einander spielen nach der Engel Art, auch wieder ein Paar fröhliche Kinder, aber Alles Irdischen entkleidet. — Sie war ein gutes Mädchen, und ich — — — Sag' mir Susanna bei unsrer Liebe — ich habe diese Frage aus guten Gründen noch nicht an dich gethan, aber ich muß sie doch ein Mal wagen; mein Herz drängt mich dazu — sag' mir: glaubst du denn, daß ich den Schichtmeister erschossen habe?"

Susanna verbarg ihr Gesicht an seiner Brust und — schwieg.

„Dein Schweigen ist mir lieber als jede Antwort; denn schon bereu' ich die Frage. Glaube du immer, daß ich den Mord begangen; klammre dich fest an diesen Glauben, ich bitte, beschwöre dich darum. Es wird dir mehr frommen, wird dir besser, dienlicher sein, als wenn du daran zweifeltest. Freue dich aber auch darüber, daß ich ruhig sterben kann und mit dem schönen Bewußtsein, eine gute That gethan zu haben.“

„Bist du denn auch recht fest von meiner Liebe überzeugt?“ fragte Susanna.

„Wie ich von Gottes Gnade überzeugt bin, theures Mädchen. Warum sollt' ich auch nicht? Ich wäre ja ein Undankbarer, wollte ich den geringsten Zweifel hegen; denn nicht nur, daß deine Liebe meine Jugend verschönt hat, sie schmückt auch meinen Kerker aus, und begleitet mich beglückend bis zum letzten Morgen. Und nie soll man von dem armen Lorenz Hubert sagen, daß er ein Undankbarer sei, nicht gegen deinen Vater, nicht gegen deine Mutter, nicht gegen dich. Undank ist mir das gräßlichste, das scheußlichste aller Laster. Lieber zehn Mal qualvollen Tod sterben, als ein Mal undankbar sein.“

„Du bist ein edler Mensch; und meine Liebe soll dir lohnen, wenn du befreit bist.“

Lorenz lächelte wehmüthig. „Und wenn ich dem Schwert entränne; du dürftest ja doch nicht mein Weib werden, das Weib des flüchtigen Mörders. Nein, ich will dir deinen reinen Namen nicht beflecken. Es ist ja schon genug gewagt, daß du deinen guten Ruf dem Kerkermeister anvertraust, stets bedroht, von den Wachen erkannt zu werden, um in mitternächtlicher Stunde zu mir zu kommen. Mehr verlange ich nicht von dir.“

„Aber ich will dein Weib sein, und mein Vater will es auch. Er segnet den Bund unsrer Herzen. Du wirst mich doch nicht zurückstoßen wollen, wenn ich Vater und Mutter verlasse, um dir in ein fernes fremdes Land zu folgen?“

Da umstrickte der Jüngling, von hoher Liebesbegeistrung überflügelt, die Reizende, und feurige Küsse rauschten durch das steinerne Gemach. — Nach einer Stunde verließ sie den Wonnetrunknen.

„Morgen Abend bin ich wieder da“, flüsterte sie bei'm Abschied, „dann bringe ich Rettung, wenn sie nicht schon am Tage kommt.“

Der Kerkermeister stand schon wartend an der Thüre; schnell schlüpfte sie durch die Wachstube, und wollte eben auf die Straße hinaus, als die Lichtstrahlen ihrer Laterne und ihre Blicke zugleich in ein geisterhaftes Gesicht fielen. Entsetzt prallte sie zurück, das Gesicht verfolgte sie. Da stürzte Susanna wi

aufschreiend ohnmächtig zu Boden. Marthe — denn sie war es, die eben aus der Schnepfe kommend, am Eingang des Kerkers stand, worin das Ziel ihrer Sehnsucht saß, und von heiliger Liebe hier gefesselt, stumme Gebete für Lorenzen's Erhaltung zum Himmel schickte — Marthe hob die Laterne auf, leuchtete der Ohnmächtigen in's Gesicht und sagte in sich hinein: „Jungfer Susanna! Ei wie seltsam! — Sie war bei Lorenz! O du falsche Schlange, was hast du bei ihm zu schaffen gehabt?"

Eben gingen die Schaarwächter vorüber. Marthe eilte zu ihnen. „Hier liegt die ehrsame Jungfer Susanna Schimmelpfennig," sagte sie hastig, „die einzige Tochter des Herrn Oberbergmeisters krank und ohnmächtig. Bringt sie doch nach Hause."

Die Wache trat hinzu, und Marthe entwich unbemerkt durch die Nacht.

Der fröstelnde Herbstmorgen dehnte sich noch schlafäugig in langen Nebelarmen, obgleich es nicht gar früh mehr an der Zeit war, als sich das Thor des Gasthauses zur Schnepfe wieder öffnete, und Sabina, Moritz und der Oheim Arm in Arm heraustraten, gefolgt von einem Diener und dem Kammermädchen, die Kästchen und Päckchen nachtrugen, alle reich geschmückt und mit vornehmem Anstand.

Man konnte wohl abmerken, daß dieser frühe Aufbruch, trotz dem späten Schlafengehen, auf eine Ueberraschung abgesehen war und solches ging auch aus ihren Reden hervor.

„Neugierig bin ich auf das Mädchen,“ sagte der Oheim, „ich habe ihren Vater und ihre Mutter gar wohl gekannt, als ich Bergwissenschaften hier studirte; er war damals schon Bergmeister und ein einflußreicher brauchbarer Mann. Seine Frau, eine geborene von Gilsa, einem altadligen Geschlecht entsprossen, brachte ihm ein hübsches Sümmchen zu, und ich glaube wohl, daß er sich noch ein Gutes mag hinzugespart haben. Nun, Moritz, ist die Susanna auch nur halb so hübsch, wie du sie beschreibst, so fallen die fünfzigtausend spanischen Thaler Mitgift doch schon so schwer in die Wagschaale, daß ich dir nicht drum verdenke, wenn du eilst.“

„Ei freilich,“ versetzte dieser fröhlich, „deshalb trieb ich auch so sehr zur Reise; sie erwarten uns ja erst in einigen Wochen. Aber solch ein Goldfischlein hat eine glatte Haut und entschlüpft Einem wohl gar aus der Hand. Zu lange schon verdanke ich meine Existenz Ihrer Güte, lieber Oheim. Susanna's Mitgift erspart Ihnen fernere Sorge, mir fernere Beschämung, und ich kann mir eine einträgliche Hauptmannsstelle bei der Cavallerie

kaufen, wonach ich stets getrachtet habe. Und schön ist Susanna, daß sie Männerherzen jedes Alters nicht minder entflammen könnte, wie ihre keusche Namensschwester im alten Testament. Da sie von der Mutter her aus einem altadligen Geschlechte stammt, so wird es bei'm Kaiser, der auch immer Geld braucht, nicht schwer halten, ihr den Adel zu erkaufen, und dann sind alle meine Wünsche erreicht."

„Glück zu!" lachte der Oheim; denn sie standen vor dem Hause des Oberbergmeisters Schimmelpfennig, welches ihnen ein Kellner des Gasthofes gezeigt hatte, und Moritz stürmte mit klopfendem Herzen hinein. Die Andern folgten zaudernd. Nach Soldatensitte trat der junge Mann rasch in das stattliche Wohnzimmer; aber in demselben Augenblicke schrillte ihm ein Schrei entgegen, der keineswegs von angenehmer Ueberraschung, sondern vielmehr von jählingem, furchtbaren Schrecken zeugte. Dieser unwillkührliche und unwillkommene Laut rührte von Susanna her, welche blaß und leidend auf dem Ruhebette lag und sich mit beiden Händen das Gesicht verhüllte. Ihr gegenüber war ein anderes Bett aufgeschlagen, welches ein Mann eingenommen hatte, ihr Vater. Zwischen beiden saß ihre Mutter in einem hohen Sorgenstuhl. Die beiden Letztern sahen bald den ihnen unbekannten Soldaten, bald ihre

sich so wunderlich beginnende Tochter befremdet an, bis diese sich vom ersten Schrecken erholte, und noch immer mit großer Befangenheit kämpfend, ausrief: „Mein Gott! Herr Baron, wo kommen Sie her, wie gerade heute? — O Himmel! gerade heute?“

„Wer ist der Herr Officier?“ stammelte der Oberbergmeister im Bette, und seine Ehehälfte im Sorgenstuhl that mit den Augen dieselbe Frage an ihre Tochter.

„Es ist ja der Herr Lieutenant von Gräfenstett aus Dresden,“ antwortete Susanna mit Heftigkeit, und die Bestürzung ging nun auch auf die Eltern über, und erhöhete sich bei Allen, als der Oheim und Sabina nebst Diener und Zofe sich im Zimmer zeigten.

„Was ist hier geschehen?“ rief der Officier, von gleicher Bestürzung ergriffen.

„Ein Unfall, den ich Ihnen erzählen will,“ versetzte Susanna entschlossen.

„Krank! krank!“ stammelte der Oberbergmeister mit schwerer Zunge.

„Sie sehen mich ganz betreten unter so traurigen Umständen Ihre Bekanntschaft machen,“ nahm Moritz von Gräfenstett zu Hausherrn und Hausfrau gewandt, wieder das Wort.

„O wären Sie doch nur acht oder vierzehn Tage später gekommen, wie wir Ihnen geschrieben

hatten!" stöhnte Susanna wieder. „Ach, wenn nur morgen oder übermorgen, nur nicht heute gerade in dieß Elend."

„Die liebende Sehnsucht, verehrteste Jungfrau, ließ mir nicht Rast noch Ruh und stachelte mich in einem fort zur Reise, damit ich über meine Liebe und mein Schicksal volle Gewißheit erlangen möchte," sagte der Baron verlegen. „Ich konnte die Zeit nicht schnell genug herbei wünschen, Sie, Holdselige, als mein eheliches Weib an mein liebendes Herz zu legen. Deshalb komm' ich schon heute. Nun sind wir ja da, und ich habe Ihnen meinen Oheim, den Oberbergrath von Hubenstein aus Schlesien, den Sie aus Ihren frühern Jahren her kennen, Herr Oberbergmeister, und meine Schwester Sabina mitgebracht, gleich ein Paar Hochzeitgäste, wenn's Ihnen so recht ist."

Das Gesicht des Oberbergmeisters war plötzlich zu einer scheußlichen Larve geworden, und als der Oberbergrath von Hubenstein hinzutrat, um ihn als alten Bekannten zu begrüßen und ihm die Hand zu reichen, schlug's dem kranken Manne alle Glieder, seine Augen verdreheten sich, und er war nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen. Seine Frau gab ihm schnell etwas von einer dastehenden Arznei ein, und nach einigen Minuten beruhigte er sich in so weit, daß er den Gruß des Oberbergraths erwie-

dern konnte. Mit großer Mühe brachte er hervor: „Sie sind also der Oheim des Herrn Lieutenant von Gräfenstett?“

„Er ist meiner einzigen Schwester Sohn.“

„Das überrascht mich sehr angenehm!“ stöhnte Schimmelpfennig. „Denken Sie auch noch der alten Zeiten, als Sie hier waren?“

„Mehr als zu viel, mein werther Freund. Sie wissen ja am Besten, daß ich alle Ursache dazu habe.“

„Aber was ist geschehen, geliebteste Susanna? Von welchem Unfalle reden Sie?“ bestürmte der Officier jetzt die Tochter des Hauses.

Diese begann unbefangen: „Ich war gestern Abend bei einer Freundin zum Besuch, und unsere Herzen eröffneten sich gegenseitig. Ich konnte nicht fertig werden von meiner Liebe zu erzählen, und so hatte ich mich verspätet, ohne daß wir es inne geworden, bis uns fast die Mitternacht überraschte. Ich eilte nun schnell und ängstlich nach Hause zu, plötzlich steht ein seltsames Gesicht vor mir und ich erkenne mit Schaudern den Geist meiner verstorbenen Zofe, die Sie ja in Dresden auch gekannt haben.“

„Die braune Marthe: Ist sie todt?“ rief der Baron erschrocken.

„Ei freilich! Und erscheint mir als Geist. Ich falle ohnmächtig nieder. Die Schaarwache findet mich und trägt mich nach Hause. Meine Eltern erschracken darüber so heftig, daß der gute Vater von einem Schlagflusse getroffen wird. Er hat nicht anders geglaubt, als ich sei todt. Die Wirkungen des Schlags haben sich indeß schon vermindert, so daß er wieder verständlich reden kann. Viel Ursach' mochte wohl auch die große Beängstigung haben, die zeither meinem armen Vater hart zugesetzt."

„Und was ist's, das ihn also geängstigt?"

„Ein Untersteiger, der von Kindheit auf in unserm Hause aufgewachsen ist, hat den Schichtmeister erschossen und soll morgen auf dem Schaffot sterben."

Der Oberbergmeister wurde jetzt wieder sehr unruhig, seine Hände zitterten, sein Gesicht verzog sich, und er schien Susanna etwas sagen zu wollen.

„Wir haben schon davon gehört," bemerkte Gräfenstett. „Hieß er nicht Lorenz Hubert? Die braune Marthe hat ihn uns genannt."

„Die braune Marthe?" kreischte Susanna.

„Wie hieß er?" rief der Oberbergrath zu gleicher Zeit.

„Lorenz Hubert," versetzten Moritz und Sabina.

„Lorenz Hubert,“ bestätigte Susanna in heftiger Aufregung. „Aber um Gottes willen, hat Ihnen das der Geist der braunen Marthe gesagt?“

Auf diese Frage erfolgte keine Antwort; denn der Oberbergrath hatte sich in einem heftigen Ton an den Oberbergmeister mit den Worten gewandt: „Wer ist dieser Lorenz Hubert? Ich beschwöre Sie! Reden Sie!“

Der Gefragte stieß einen wirren gräßlichen Laut aus, fuhr im Bette hoch empor, verzerrte das Gesicht, streckte die Glieder und begann zu röcheln. Sein Auge war gebrochen.

„Er stirbt!“ rief die Frau. „Er stirbt!“ riefen Alle entsetzt. Da war's, als wolle er empor und fuhr mit den Armen nach der Wand zu, an welcher er lag. Aber in demselben Augenblicke fiel er auch entseelt im Bette zurück.

Schrecken erfaßte alle Anwesenden und ging, wie ein geharnischter Riese durchs Haus, alle darin Lebenden zu verwunden. Susanna schrie immer wie wahnsinnig auf und Gräfenstett vermochte sie auf keine Weise zu beruhigen. Sein Oheim lief umher, und fragte Alle, wer denn dieser Lorenz Hubert sei; aber Niemand antwortete ihm, bis er sich aus dem Hause entfernte. Sabina nahm sich, alles Andere vergessend, der häuslichen Geschäfte an, zu denen weder Tochter noch Mutter des Hauses geschickt

waren; und Moritz besorgte das Nöthige in Betreff des schnellen und unerwarteten Sterbefalles. Er hatte den ganzen Tag zu schaffen; als aber die Leiche aus dem Zimmer entfernt worden war und der frühe Herbstabend hereinbrach, gestand ihm Susanna, daß sie von einem furchtbaren Grauen geängstigt werde, und bat ihn, sie und ihre Mutter zu einer Verwandten zu begleiten, wo sie Abend und Nacht zubringen wollten. Er that, wie sie wünschten und das Haus wurde verschlossen. Ueber die Geistererscheinung der braunen Marthe hatte man sich gegenseitig aufgeklärt.

Der Novemberabend sah bleich und fröstelnd über die hohen Häuser des Markts auf das fast vollendete Schaffot herab, zog wehmüthig einen Thränenschleier vor seine lieben freundlichen Augen, die Sterne, und winkte mit Nebelfingern in die Fenster des Gasthofes, hinter welchen Sabina in angstvoller Erwartung saß. Sie war plötzlich in ihrer Beschäftigung im Trauerhause von dem Gedanken an das der braunen Marthe gegebene Versprechen, wie von einem Gespenst angefallen worden, und hatte sich unverzüglich in den Gasthof begeben, um Marthe zu erwarten. Bis jetzt hatte sie aber vergeblich geharrt, und auch der Oheim ließ sich nicht sehen. Eine namen-

lose von Minute zu Minute steigende Angst folterte das Fräulein; es war ihr, als trete der verurtheilte Jüngling im Geiste vor sie hin und fordere sein Leben von ihr. Von dem grausigen Schaffot vor ihren Blicken, das mehr und mehr in Nacht versank, schienen ihr Geister hülfeflehend die Arme entgegen zu strecken; aus der Tiefe ihrer Seele stiegen immer scheußlichere Gebilde und sie vermochte denselben nicht zu entrinnen. Schon war es ganz dunkel geworden, da klopfte es leise an die Thüre. Sabina öffnete schnell und erkannte froh die ersehnte Magd.

„Gottlob, daß du endlich da bist!" seufzte das Fräulein aus tiefer Brust. „Schon war ich an deinem Kommen verzweifelt."

„Sind Sie allein?" fragte Marthe vorsichtig.

„Ich bin's."

„Schon zwei Mal war ich hier," fuhr die Magd fort, „diesen Morgen, um Ihnen meinen Plan mitzutheilen, als ich noch gar nichts dafür gethan hatte, und Nachmittags wieder, als ich schon ziemlich im Reinen war. Ich lief noch einige Wege und suchte Sie dann im Hause des Oberbergmeisters, aber auch da fand ich Sie nicht. Der alte Herr war allein zu Hause und antwortete mir gar nicht auf meine wiederholte Fragen nach Ihnen. So unartig ist er noch nie gegen mich gewesen, selbst als ich seine Magd war."

„Welchen alten Herrn meinst du?“ fragte Sabina verwundert.

„Nun wen anders, als den Herrn Oberbergmeister Schimmelpfennig? Es gibt ja weiter keinen im Hause?“

„Und den hast du jetzt gesehn? lebendig gesehn?“

„Ei freilich. In seiner Stube saß er vor einem Wandschranke, den ich früher nie wahrgenommen, obgleich ich eine Reihe von Jahren im Hause gedient habe. Er blätterte in Papieren, die er aus dem Schranke nahm, dankte aber meinem Gruß nicht und gab auch keine Antwort auf meine Fragen.“

„Jesus Maria!“ rief das Fräulein entsetzt und sah die von Dunkelheit umflorte Magd mit scheuen Blicken an. Doch suchte sie sich zu fassen und drängte die verwunderte Marthe: „Erzähle mir das ausführlich.“

„Ich ging, wie schon gesagt, in das Haus des Herrn Oberbergmeisters Schimmelpfennig, um Sie dort zu suchen. Nebenbei hatte ich noch einen andern Zweck, nämlich zu erforschen, was Jungfer Susanna doch in voriger Nacht im Gefängniß bei Lorenz zu schaffen gehabt —“

„Wie? war sie denn bei ihm im Gefängniß?“

„So ist's! Und als ich ihr bei ihrem Herauskommen entgegentrat, fiel sie um vor Schrecken.“

„Heiliger Gott! welche Räthsel? Ja, ja, sie hat's erzählt, doch ganz anders; doch nur weiter!"

„Ich hoffte, die Susanna werde auf meinen Plan eingehen oder selbst einen solchen zu des Lorenz Befreiung haben. Dieser schien nämlich an so etwas zu glauben, als ich heute mit ihm sprach; er schickte mich zu ihr und ich vermuthe, sie ist deshalb in der verwichnen Nacht bei ihm gewesen, was er freilich nicht eingestehen wollte, gewiß nur, um ihre Ehre zu schonen."

„Du warst also bei Lorenz?"

„Ich habe Alles mit ihm besprochen —"

„Davon nachher! Berichte mir nur, was du in Schimmelpfennigs Hause gesehen."

„Ich trat hinein als es schon stark dunkelte und die Leute die Lichter anzuzünden begannen. Es war Alles leer, keine Magd, kein Knecht zu sehen und zu hören, darüber verwundert, klopfte ich an die Thüre der Wohnstube, da war mir's als riefe Jemand: Herein! Ich öffnete und trat über die Schwelle. Der Herr Oberbergmeister saß auf einem Stuhle vor einem Wandschranke rechter Hand, den ich sonst nicht bemerkt. Neben ihm auf dem Tische stand das Licht, dessen Schein in den Schrank fiel. Ich sah Papiere darin liegen, Geldsäcke, auch bloßes Geld und ein ganzes Fach voll Silberstufen. Der Herr Oberbergmeister sah recht grämlich aus und

verwendete kein Auge von den Papieren, die er in der Hand hielt. Ich grüßte ehrerbietig: Guten Abend, Herr Oberbergmeister! Sind Sie noch gesund und wohl? — Er antwortete nicht und schenkte mir keinen Blick. Ei, dacht' ich, ist der in das Geschrift vertieft! Ich schwieg einige Augenblicke, räusperte mich dann und fragte mit sehr lauter Stimme: Ist denn das gnädige Fräulein von Gräfenstett nicht hier bei Ihnen, Herr Oberbergmeister? Wieder keine Antwort, wieder kein Blick. Nun erhob ich die Stimme noch mehr: Ist denn Jungfer Susanna nicht zu Hause, Herr Oberbergmeister? Aber er starrte schweigend auf das Blatt. Da merkt' ich, daß er nicht antworten und nichts von mir wissen wollte, und verließ das Haus. Als ich unter den Fenstern auf der Gasse weglief, sah ich zu meiner Verwunderung, daß schon kein Licht mehr in der Stube war. Da bin ich denn gerade hierher gegangen."

„Seltsam! höchst seltsam und wunderbar!" rief Sabina, von Schauern überströmt. „Ich weiß nicht, was ich davon denken soll; denn der Oberbergmeister ist diesen Morgen in meinem Beisein gestorben."

„Gestorben?!" fragte Marthe befremdet.

„Wie ich dir sagte, ich war dabei. Was denkst du davon?"

Marthe sah lange sinnend vor sich hin, dann sagte sie: „Ich weiß es nicht.“

„Nun so berichte weiter, was geschehen muß zu des Lorenz Befreiung.“

„Seit ihm das Todesurtheil gesprochen worden ist, darf er Besuche annehmen, und erhält zu essen und zu trinken, was er will. Ich ging zu ihm. Er glaubte Anfangs, ich sei von Susanna abgeschickt, und als ich das verneinte, rieth er mir, mich mit ihr zu besprechen. Doch da ich sie nicht zu Hause gefunden habe, ist's auch gut. Wir brauchen sie nicht dazu, und ich habe nie einen rechten Glauben an sie gehabt.“

„Und was ist ausgemacht worden?“

„Er fordert den besten und stärksten Wein, der aufzutreiben ist, und bittet seine Wächter, vier ziemlich abgelebte Bürger, die selten so etwas zu schmecken bekommen, zu Gaste. Die werden ungeheißen schon drauf lostrinken. Hernach kommt der Stadtpfarrer, um sich mit Lorenz über den Tod zu besprechen. Bei diesem stellt er sich betrunken. Sobald derselbe fortgeht, will Lorenz den Gefangenwärter umrennen und durch die Wachtstube laufen. Auf der Treppenkrümmung ist ein Fenster, das in den Stadtgraben hinabgeht, an dieses befestige ich unterdessen eine Strickleiter, die bis hinabreicht. So wie er kommt helf' ich ihm schnell hinaus. Unter

im Graben muß ein Pferd für ihn stehen, auf welchem er im Flug nach der böhmischen Grenze reitet."

„Und was hab' ich dabei zu thun?" fragte Sabina.

„Zuerst geben Sie mir Geld für die Strickleiter. Der Seiler gibt sie nicht ohne Geld und sie kostet nicht wenig."

„O all ihr Heiligen! Ich habe kein Geld. Der Onkel läßt sich nicht sehen und mein Bruder ist bei Susanna. Was sollen wir beginnen?"

„Ihren Bruder aufsuchen."

„So komm!"

Sie jagten durch die Straßen, aber das Haus des Oberbergmeisters war verschlossen und düster. Da standen die beiden Mädchen einen Augenblick von Verzweiflung erfaßt. Plötzlich rief Sabina: „Es ist uns geholfen! Nimm diesen Brillantring. Er ist von Werth, ein Vermächtniß meiner guten Mutter, und einst ein Geschenk meines Oheims. Er wird und kann mir deshalb nicht zürnen. Geh' verkauf' ihn bei einem Juwelier und bring' dafür eine Strickleiter."

„Gottlob!" seufzte Marthe. „Aber Sie müssen selbst thätig sein und eines Ihrer Pferde im Stadtgraben bereit halten."

„Ich kenne nicht Weg, noch Steg."

„Ich führe Sie an die Stelle. Wenn wir nur erst das Pferd außerhalb der Stadt hätten."

„Zum Glück kann ich reiten. Aber wie soll ich's aus dem Gasthofe bringen? — Still; ich will mich in die Civilkleider meines Bruders stecken und den Bedienten bestechen; der soll es mir satteln und vorführen. So wären wir mit dem Plan fertig."

„Bis auf ein inbrünstiges Gebet."

„Laß uns zusammen beten!"

Und sie beteten unter dem freien Himmelsdom heiß und lange.

„Nun zur Ausführung!" rief Sabina begeistert; und sie stoben auseinander.

Als Marthe die Strickleiter brachte, stand das Pferd schon vor dem Gasthofe. Sabina wurde von ihrer Zofe noch angekleidet und zeigte sich als ein stattlicher Junge; Marthe wurde ebenfalls theilweise metamorphosirt, ein Envelöppchen der Kammerjungfer um ihre Schultern, die zugerollte Strickleiter unter ihrem Arm. Also gerüstet, verließen sie das Haus; Sabina bestieg das Pferd und folgte Marthen, welche einige Schritte vorausging, zum Thor hinaus.

Moritz hatte seiner Braut von Marthe's Vorsatz erzählt, den verurtheilten Lorenz, auf welche Art es auch sei, in dieser Nacht aus dem Gefängnisse zu befreien und sie hatte das Mädchen sehr dafür belobt, aber an der Möglichkeit der Ausführung

gezweifelt. Gegen zehn Uhr bat sie ihn, sich nun nach Hause zu verfügen, weil sie sich mit Mutter und Tante, von den Erlebnissen des Tages zu stark angegriffen, zur Ruhe begeben wolle. Er erfüllte ihren Wunsch.

In der Schnepfe angekommen, hörte er zu seiner großen Verwunderung, daß sein Oheim den ganzen Tag über abwesend gewesen und auch Sabina in der Abenddämmerung ausgegangen und noch nicht wiedergekehrt sei. So befremdend ihm dieser Umstand war, so unruhig machte er ihn, und diese Unruhe stieg mit der schwindenden Zeit. Der abenteuerliche Vorsatz der braunen Marthe fiel ihm ein, das schnelle Verschwinden seiner Schwester aus dem Schimmelpfennig'schen Hause dazu — er kannte ihre Neigung zur Schwärmerei, zum Abenteuerlichen — und plötzlich wurde die Gewißheit in ihm wach, daß sich Beide verbunden und wohl gar den sonst so bedächtigen Oheim für ihren tollen Plan gewonnen hätten. Sogleich begann er die ebenfalls höchst unruhige Zofe mit scharfer Zunge zu inquiriren und bald hatte er dem von Angst und Sorge um die geliebte Herrin gequälten Mädchen das Geständniß von Allem, was geschehen war, abgepreßt, und, von Schrecken ergriffen, eilte er hinab, beschwor den Hausknecht, ihn nach der Frohnfeste zu führen und trieb den zaudernden, den Kopf über dieß wunderliche Begehr

schüttelnden Menschen mit Geld und Worten zum Sturmschritt, in welchem er selbst nach dem Gefängniß rannte, ohne klar zu wissen, was er dort wolle. Vor dem düstern unheimlichen Thurm angelangt, stand er eben im Begriff, in die unfreundliche Pforte zu treten, als ein wildes Geschrei von oben seine Ohren traf und gleich darauf ein weibliches Wesen die Treppe herab in wilder Hast lief und an ihm vorüber schoß. Der Mantel und die Kopfhülle waren bei dieser Eile zurückgewichen und flogen im scharfen Striche der Nachtluft. Es war dem Baron, als habe er bei'm spärlichen Schein der Nacht Susanna erkannt; doch suchte er sich diesen seltsamen Gedanken sogleich wieder aus dem Kopfe zu schlagen und die Treppe zu gewinnen. Dieß hielt indessen schwer und es ging geraume Zeit hin, eh' er in der Wachstube anlangte. Hier ging es tumultuarisch zu. Die ganze Familie des Schließers war beisammen, die Wächter und ein Geistlicher. Der Letztere kam dem eintretenden Officier entgegen und dieser sah, daß die braune Marthe eben von den triumphirenden und schimpfenden Leuten gebunden wurde. Moritz zog den Geistlichen bei Seite, entdeckte sich ihm und bat die wahnsinnige Magd, ohne weitere Zeugen als ihn, nach seiner Schwester fragen zu dürfen. Die kurfürstliche Uniform half ihm schnell zum Ziele; Marthe wurde gefesselt auf des Schließers Stube

geführt und die Thüre mit einer Wache besetzt. Dorthin begaben sich Gräfenstett und der Geistliche. Als Marthe den Erstern erkannte, lächelte sie wehmüthig und sagte: „Es ist aus mit dem armen Lorenz; er muß sterben. Doch ich habe wenigstens nun die Hoffnung, mit ihm oder bald nach ihm sterben zu können.“

„Wo ist meine Schwester, die du verführt hast, Unglückselige?“ unterbrach sie Moritz, und Marthe gab die Stelle an, wo sie mit dem Pferde halte.

„Und mein Oheim?“

„Von ihm weiß ich nichts. Ich kenne ihn nicht.“

„Gräfenstett wollte sich schnell entfernen, doch sie hielt ihn mit den Worten zurück: „Nur noch einen Augenblick, Herr Lieutenant. Mein Herz treibt mich an, Ihnen einen bösen Argwohn zu enthüllen, der drinnen Wurzel geschlagen hat. Es war Alles gut ausgesonnen und auch schon soweit geglückt, daß der Lorenz bereits bei mir am Fenster auf der Treppenwindung war, an welchem ich die in den Stadtgraben hinabhängende Strickleiter befestigt hatte; ich wollte ihm gerade hinaushelfen, da stürzt plötzlich ein verhülltes Weib die Treppe herauf und ergriff Lorenz bei der Brust. Ich faßte sie wüthend, wir rangen mit einander, aber sie hielt ihre Beute fest und jetzt stürmten die Wachen herbei. Bei'm ersten Lichtstrahl ließ sie den Unglücklichen los und eilte

wieder die Treppe hinab. Einen Augenblick darauf waren wir gefangen. Sie hatte sich gut verhüllt, sie hatte fremde Kleider an, die den armen Lorenz zurückhielt und dem Tode überlieferte, aber mir ist als hätt' ich sie doch erkannt. Es ist ein fürchterlicher Gedanke in mir aufgestiegen —"

„Und wer glaubst du war die Verhüllte?" fragte Moritz mit geheimer Furcht, einen ihm theuern Namen hören zu müssen.

„Als ich mit ihr rang," fuhr Marthe fort, „entriß ich ihr diese fein gestickte Manschette. Sehen Sie doch!"

Gräfenstett erkannte die Stickerei sogleich für eine Arbeit seiner Schwester, die er in Dresden Susannen zum Geschenk gemacht.

„Ich denke, es wird dieselbe Jungfer sein," redete Marthe weiter, „die in voriger Nacht ebenfalls hier im Thurme war und bei meinem Anblick ohnmächtig wurde, so daß sie von den Schaarwächtern nach Hause getragen werden mußte. Lassen Sie nur dem Schließer die Zunge lösen; der wird schon mehr von ihr zu erzählen wissen. — Nun gehen Sie und suchen Sie Ihre Schwester auf, Herr Lieutenant." —

Gräfenstett war so consternirt, daß er nicht wußte, was er thun sollte, sich zuerst Licht verschaffen in diesem dunkeln Wirrsal, das seine räth-

selvollen Schrecknisse auf ihn einstürmen ließ, oder vorher die Schwester aus dem Stadtgraben erlösen. Die Geschwisterliebe siegte; er eilte fort, ließ sich das Thor öffnen und suchte an der bezeichneten Stelle. Aber vergebens schickte er seine Stimme, den Namen der Schwester laut und lauter rufend, durch die Nacht; er erhielt keine Antwort, und mit schwerem Herzen mußte er endlich allein zurückkehren.

Zu Hause fand er seinen Oheim, bleich, abgehärmt, ein Bild des Schreckens, noch in völliger Kleidung heftig auf- und abrennend, obgleich es stark auf Mitternacht ging und der Oberbergrath sonst die Ruhe liebte.

„Sie scheinen schon zu wissen“ — begann Moritz schüchtern.

„Was?“

„Unser Unglück.“

„Soll ich noch mehr, kann ich noch größres Unglück erfahren? Oder sprichst du auch von dem unglücklichen Untersteiger?“

„Und von meiner Schwester.“

„Was ist's mit ihr?“

Moritz erzählte. Der Oberbergrath stöhnte zuweilen tief auf und rang verzweiflungsvoll die Hände. Sein Neffe hatte ihn noch nie in solcher Bewegung gesehen. Als dieser mit dem schlimmen Berichte fertig war, jammerte Jener: „Auch das

noch dazu! O über all' das grenzenlose Elend! Hätt' ich doch diese Stadt nicht wieder betreten! Wenn ich nur den morgenden Tag nicht sehen dürfte! Ich glaube, ich werde zum Selbstmörder. Nicht zu retten! O! das erleben zu müssen! Ich will selbst mit ihm reden. Er scheint mir unschuldig. Mir, mir soll und wird er beichten. Ich will fort. fort!"

„Lieber Onkel, was fehlt Ihnen?" rief Gräfenstett entsetzt. „Sie sind krank. Ich bringe Sie zu Bette. Großer Gott, was ist das für ein heilloser Tag!"

„Ich zu Bett? In's Gefängniß will ich zu ihm."

„Aber zu wem denn?"

„Zum armen Lorenz."

„Welch' ein seltsames Schicksal drängt uns doch Alle an diesen Bergknappen!"

„Ja wohl ein seltsames?"

„Doch was sagen Sie zu Sabina?"

„Setze dich mit dem Kutscher und Bedienten auf die Pferde, miethe noch andre Leute hinzu, so viel du kriegen kannst, sucht sie mit Fackeln und Laternen, das arme gute Kind. Eile! Eile! Sie wird sich doch in Angst und Verzweiflung kein Leid angethan haben. Das wolle Gott verhüten!"

Und Kutscher und Bedienten wurden wieder aus den Betten gescheucht, der ganze Gasthof aufgelärmt,

Leute zusammengetrieben, Laternen angezündet und ein ganzer Zug in Bereitschaft gesetzt, zu Roß und zu Fuß die Vermißte zu suchen.

„Gott segne dich!" sagte der Oberbergmeister zu seinem Neffen, als dieser auf's Pferd stieg. „Ich kann nicht mit dir, sondern muß einen andern Weg gehen. Gott segne auch mich!"

„Begreife das, wer's kann", murmelte Moritz vor sich und drückte dem Gaule die Sporen ein, daß er fortbrauste. Der Oberbergrath schlich still davon und Alle verloren sich im Dunkel der Mitternacht.

Der Morgen stand träg und verdrossen auf, weinerlich und unleidlich, wie ein krankes Kind. Sein Wesen harmonirte recht mit dem des Lieutenants Gräfenstett, der im höchsten Grade mißmuthig nach der Stadt zurückritt, ohne in der langen Nacht auch nur eine Spur von seiner Schwester aufgefunden zu haben. Er hoffte kaum, daß Jemand von den ausgeschickten Leuten glücklicher gewesen sei; denn er hatte die meisten derselben schon gesprochen. In Gedanken versenkt, ritt er des Wegs und bemerkte kaum die Schaaren von Menschen, die von allen Seiten nach der Stadt zogen. Plötzlich riß ihn das beginnende Geläute aller Glocken aus seinem Brüten.

„Das ist das erste Geläut“, sagte ein Bauer neben ihm, „da legen sie dem guten Jungen das Armesünderkleid an. In einer halben Stunde, wenn's zum zweiten Mal läutet, halten die Herren Geistlichen noch ein Mal Betstunde mit ihm und reichen ihm den heiligen Leib und das Blut Gottes zur Versöhnung seiner Schuld; und sobald in einer Stunde das dritte Geläut beginnt, wird er auf das Kärrchen gehoben und vor's Rathhaus geführt. Dort wird der Stab über ihn gebrochen und die Scharfrichter nehmen ihn in Empfang und führen ihn auf's Schaffot.“

Diese Worte schrillten wie ein empörender Mißton durch des jungen Mannes Seele. Die Ahnung, daß sein Schicksal mit dem des zum Tod verurtheilten Untersteigers innig zusammenhänge, begann heller in seiner Seele aufzudämmern und erfüllte ihn mit einem Gefühl von Angst und Beklommenheit, wie er es noch nie in seinem Leben empfunden zu haben sich bewußt war. In welche räthselhafte Lage war er durch diesen Untersteiger gekommen und welchen schier zauberhaften Einfluß hatte er auf sein Verhältniß zu Susanna, auf Sabina und selbst auf den Oheim ausgeübt, ohne daß es möglich gewesen wäre, nur Etwas von dem Allen zu erklären! Was hatte Susanna mit diesem Menschen, daß sie ihn um Mitternacht im Gefängniß besuchte? Was

konnte sie ihm anders dorthin bringen, als Beweise ihrer Liebe? Also liebte sie ihn noch, und wahrscheinlich noch so heiß, wie früher, nach Marthe's Bericht. In welchem furchtbaren Widerspruche stand aber damit ihre grausame, unweibliche, geheimnißvolle, fast verwegne That der verwichnen Nacht? Mußte ihr Lorenz Rettung nicht über Alles lieb sein, und sie selbst schleuderte ihn in's Verderben zurück! Wie der nachdenkende Moritz sich auch abquälte, er konnte keinen Lichtstrahl erringen, und so beschloß er, mit der größten Vorsicht zu handeln und über Susanna's verdächtiges Wesen erst ganz im Klaren zu sein, eh' er einen Schritt weiter thue. — War ihm Susanna unerklärlich, so war es sein Oheim nicht minder. Was mochte den ruhigen, phlegmatischen Mann plötzlich so verändert haben? Hatte er es doch selbst gesagt: der Lorenz Hubert. Aber das Wie? war mit den dichtesten Schleiern verhängt. Was für ein Interesse konnte der schlesische Oberbergrath an dem armen sächsischen Untersteiger haben, das ihn bis an die Grenzen der Verzweiflung fortriß? Und hatte dieser Zauber nicht auch Sabina ergriffen, und sie, Gott wußte wohin, geführt? War es nicht auch der ihnen Allen unbekannte Untersteiger, der das ehrbare sittsame Fräulein bethört? Und dieser für sie so merkwürdige Mensch sollte in einer Stunde auf dem

Blutgerüst sterben! Sollte es nicht möglich sein, erst von ihm selbst Licht zu erhalten, eh' sein Haupt, vom Schwerte des Henkers getroffen, fiel? Der letzte Gedanke war kaum in des Officier's Geiste aufgeblitzt, als er sein Pferd auch schon zu raschrerm Lauf antrieb.

„Moritz! Moritz!" rief es jetzt von fern, und er erkannte die Stimme seiner Schwester. Er sah sich um. Auf einem Seitenwege, der in eine etwas abwärts gelegne Mühle führte, lief eine Bäuerin, so schnell sie vermochte, daher, und winkte ihm mit einem Tuche. Nach einigen Augenblicken war sie bei ihm und er erkannte Sabinen in der Verkleidung. Eh' er noch Zeit gewann, seine freudige Verwunderung zu äußern, rief sie ihm keuchend zu: „Er ist noch zu retten! Gottlob, daß ich dich hier gefunden habe!"

„Sabina, woher kommst du?"

„Laß dir schnell Alles sagen. In jener Mühle hielt ich mich versteckt; die Müllersleute hatten mir versprochen, mich Niemanden auszuliefern, und in dieser Nacht wurden Mehre abgewiesen, die nach mir fragten. Ich war sicher. Doch kaum beginnt das Läuten, und ich erfahre die Ursache desselben, als mir ein Gott eingibt, es sei vielleicht doch noch möglich, Lorenz zu retten, wenn man den Wandschrank öffnete in Schimmelpfennigs Hause."

„Welchen Wandschrank?“

Sabine berichtete eilig, was ihr Marthe hinsichtlich der Erscheinung des verstorbnen Oberbergmeisters erzählt hatte, und schloß: „In den Kleidern der Müllerstochter machte ich mich auf, alle Furcht war aus mir gewichen; ich wollte in die Stadt, und finde dich zu gutem Glück auf dem Weg. Schon von fern erkannte ich dich, und ich faßte den festen Glauben, daß dieß Gottes Fügung sei, um ein unschuldiges Leben zu erhalten.“

„Du bist ein liebes frommes Kind“, lächelte der Offizier mitleidig, „aber du wirst gar zu leicht von jedem starken Eindrucke hingerissen und schwärmst für Alles, was dir in einem blendenden Lichte gezeigt wird. Was ist das für eine Thorheit, dich von einer offenbar geisteskranken Magd für einen Menschen, der sich vom Verdacht des Mordes nicht hat reinigen können, auf solche Weise einnehmen zu lassen, daß du selbst am Gesetz zur Verbrecherin wirst; für einen Menschen von gemeinster Herkunft, den du nicht kennst, von dessen Unschuld du keinen Schein von Beweis hast, dessen Tugenden dir die wahnsinnige, in ihn verliebte Magd allein gerühmt, für dessen Werth du keinen Bürgen weiter hast, als dieß gemeine, kranke, verwirrte Mädchen! Und auf eine phantastische Geburt ihres kranken Gehirns hin, auf Veranlassung eines ihrem zerrütteten Geiste

entsprungnen Wahngebildes, eines tollen Traumes, soll ich das stille Trauerhaus aufstören, nicht zu gedenken der Beleidigung, die ich dadurch der betrübten Wittwe und verwaisten Tochter zufügte? Wie thöricht die ganze Angabe ist, erhellt schon daraus, daß das Schimmelpfennig'sche Haus gestern in der Abenddämmrung fest verschlossen war. Ich selbst habe es verschlossen. Verschone mich deßhalb mit deinem Ansinnen; ich kann ihm keine Genüge leisten."

„Großer Gott!" jammerte Sabina. „So mache wenigstens einen Versuch."

„Nicht doch! Er würde dennoch unnütz sein, und ich habe jetzt Nöthigeres zu thun. Komm' mit mir. Ich muß mit dem Verurtheilten reden. Du aber gehst unterdessen in den Gasthof und rüstest dich zur Abreise. Denn wir wollen heute die Stadt noch verlassen, in der wir statt Hochzeitfreude Trauerleid erfahren haben."

„Du gehst zu Lorenz Hubert?"

„Jetzt, eh' er zum Richtplatz geführt wird. Ich wünsche einige Fragen von ihm beantwortet, eh' er stirbt."

„O so nimm mich mit, daß ich ihn auch in der Nähe sehe!"

„Wenn du dich nicht als die verrathen willst, die ihm zur Flucht zu verhelfen die Hand bot."

„Kein Wörtchen will ich sprechen."

„So eile.“ —

Das Thor war stark besetzt. Hineingelassen wurden Alle, heraus Niemand. Vor der Frohnfeste drängte sich die Volksmenge; es war kaum durchzukommen. Doch die Uniform bahnte überall den Weg und verschaffte selbst Eintritt in den Thurm.

In diesem Augenblick begann das zweite Geläute.

„Zu wem wollen Sie?“ fragte der Bürgerwachtweister den Offizier salutirend.

„Zu dem Delinquenten.“

„Er empfängt eben das heilige Abendmahl.“

„So werde ich so lange verziehen.“ —

„Oheim! Oheim!“ rief Sabina. Und wirklich lief der Oberbergrath unter andern Menschen die Treppe herab an ihnen vorüber, und wollte eben zur Thüre hinaus, indem er laut schluchzte und sich die heftig stürzenden Thränen trocknete. Mit Mühe erkannte er Sabinen, aber er wunderte sich nicht über ihre seltsame Tracht; er fragte nicht, wo sie gewesen; er sagte kein Wort, sondern weinte nur laut.

„Was fehlt Ihnen, bester Onkel?“ fuhr Sabina fort.

„Frage nicht, Mädchen, laß mich. Heute hat der furchtbarste Schmerz, den ein Mensch ertragen kann, mein Herz so zerrissen, daß es sich verbluten

muß. Aber frage nicht! Ein Schleier deckt für ewig dieß Geheimniß. Fort muß ich, fort!"

„Aber wohin wollen Sie?"

„Aus dieser Stadt, wo mich rächende Furien verfolgen. O daß ein gütiger Gott mir ein Rettungsmittel zeigte, denn daß er unschuldig ist, habe ich nur zu deutlich wahrgenommen!"

„Wer? Wen meinen Sie?"

„Wen anders als den Unglücklichen, den man in wenigen Minuten zum Schaffot führen wird."

„Oheim, das Rettungsmittel ist gefunden. Ein gütiger Gott zeigt es Ihnen."

„Redest du im Fieber?"

„Hören Sie mich!" Und ihn bei Seite ziehend erzählte sie mit stürmischer Hast, wie die St. Gehülfen der kranken Marthe erschienen, sie nach der Stadt geschickt, ihr des Lorenz Rettung anbefohlen und gelobt habe, sie werde selbigen Abend die ihr beistehenden Freunde finden. Sie berichtete ferner von dem vergeblichen Rettungsversuch, von Susanna's höchst zweideutigem Benehmen und endlich von dem merkwürdigen Umstande, daß Marthe in das verschlossene Haus getreten und den verstorbenen Oberbergmeister vor einem ihr gänzlich unbekannten Wandschranke — da sie doch im Hause sehr bewandert sei — sitzen gesehen habe, in Papieren blätternd, die er aus dem Schranke genommen und

in diesem Geldsäcke, Silberstufen u. d. g., indem die Magd noch nichts von Schimmelpfennig's Tode gewußt.

„Ihr Heiligen!“ rief der Oberbergrath überrascht, „der sterbende Mann wollte mit dem letzten Aufgebot seiner Kräfte nach der Wand, an welcher er lag.“

„Ich erinnere mich deutlich,“ fügte Sabine hinzu, „daß er mehrmals dorthin deutete.“

„So laß uns eilen, rennen!“ hastete der sonst so bedächtige Mann. „Jeder Augenblick ist unschätzbar.“

Hand in Hand stürzten Beide fort.

Als sie in das Schimmelpfennigsche Haus traten, waren eben einige Zimmerleute beschäftigt, ein Gerüst in der Hausflur zu verfertigen, auf welchem der verstorbene Herr diesen Abend zur Parade ausgestellt werden sollte. Susanna war mit ihrer Mutter in der Stube beschäftigt, ihren Traueranzug in Ordnung zu bringen. Ohne Gruß und Wort rasete der Oberbergrath in die Stube, an den erschreckenden Frauen vorüber und riß das Bettgestell hinweg, in welchem der Oberbergmeister verschieden war, und das noch an demselben Platz stand. Er betastete die Wand, er beschaute sie mit prüfendem Auge, er klopfte daran: keine Spur von einem Schranke! Angstschweiß troff ihm von der

Stirne; er keuchte tief auf. Endlich schlug er mit gewaltiger Faust an die verschrumpfte Ledertapete, womit die Wand überzogen war; da schien's als antworte dem Schlage ein hohler Ton.

Susanna und ihre Mutter fragten Sabinen bestürzt nach der Ursache dieses höchst seltsamen Beginnens, aber sie warteten vergeblich auf eine Antwort. Diese verfolgte die Geschäftigkeit ihres Ohms mit flammenden Augen. Statt Rede zu stehen, lief sie plötzlich aus der Thüre in die Hausflur, ergriff eine Axt der Zimmerleute und kehrte, dieselbe hochschwingeud, schnell damit zurück. Entsetzt und aufschreiend flohen die beiden Frauen bei diesem Anblick aus der Stube; der Oberbergrath erfaßte die Axt, als habe er schon darauf gewartet, und führte mit hochgesteigerter Mannskraft einige Streiche gegen die Wand. Sie dröhnte dumpf. Ein dritter und vierter Hieb und es gab ein Loch. Er zwängte die Axt hinein und brach ein Bret los; Kalk und Steine fielen zu Boden, es gab eine große Oeffnung. Das Tageslicht fiel in die Vertiefung, und Papiere, Geldsäcke, Geld und Silberstufen leuchteten den starren Augen der hinein Blickenden entgegen.

Das dritte und letzte Geläute wimmerte über die Stadt hin und rührte die Menschenmassen zu Thrä-

nen, die in den Straßen von der Frohnfeste bis zum Schaffot, auf dem Marktplatz und in den Häusern ringsumher Platz genommen hatten. Die Dächer am Markt waren theilweise sogar abgedeckt worden, um den zahlreichen Zuschauern Raum zu geben. Ueberall hörte man das Lob des armen Lorenz von bewegten Lippen tönen, überall wurde der erschossene Schichtmeister als ein schlechter, verruchter Mensch bezeichnet. Vorzüglich die Frauen konnten nicht satt werden, des Lorenz Eigenschaften herauszustreichen, und ihre Thränen bewiesen zur Genüge, welchen großen Antheil sie an ihm nahmen. Es wollte sogar verlauten, der Scharfrichter habe schon im Voraus alle Locken und Kleidungsstücke des schönen Untersteigers als Reliquien an die weibliche Bevölkerung der Stadt verkauft. Der zweite Gegenstand des allgemeinen, vorzüglich aber des weiblichen Mitleids — denn nichts in der Welt interessirt die Frauen mehr, als unglückliche Liebesverhältnisse — war Susanna Schimmelpfennig. Und wenn sie vielleicht durch etwas stolzes und vornehmes Wesen hie und da angestoßen hatte, so war sie doch durch ihr großes Unglück gänzlich gesühnt, und der Verlust des Vaters und des Geliebten in zwei aufeinander folgenden Tagen, räumte ihr in allen Herzen einen Platz ein. Wußte man doch, daß ihr Vater streng gegen ihre Liebe zu dem schönen Untersteiger gewesen

und sie, nachdem dieser am Schichtmeister den Todtschlag begangen, zu einem andern Verlöbniß gezwungen habe. Man trug sich in der Menge mit den verschiedensten Gerüchten, und erzählte sich sogar von Susanna's nächtlichen Besuchen bei Lorenz als Beweis ihrer erstaunlichen Liebe zu ihm.

Der Tag war heller und freundlicher, als die vorhergehenden; es war als hätte sich das Tagsauge müde geweint und aller Kummer des großen Naturherzens sei plötzlich in eine milde Wehmuth verwandelt worden, so daß nun eine stille erwartungsvolle Freude um sein herbstlichbleiches Antlitz zuckte.

Immer trauriger hallten die Glocken ineinander. Durch die Menge flog der Ruf: „Jetzt kommt er!" von Mund zu Mund; dann fesselte Schweigen die Reihen. Die Blicke der Menschen, die in der Gegend der Frohnfeste versammelt waren, hingen starr an der Thüre derselben, vor welcher das Armesünderkärrchen stand. Endlich trat der Verurtheilte in der Mitte der beiden Stadtgeistlichen heraus, ein langer schöner Jüngling, dessen Gesichtszüge voll edeln Ausdrucks waren. Blonde Locken ringelten sich auf seinem Nacken, sein großes hellblaues Auge blickte freundlich, um Huld flehend, über die Menge hin. Sie ward ihm im vollsten Maße zu Theil. Auf seinen bleichen fast blendend weißen Wangen

malte sich bei'm Anblick der vielen Menschen und von der frischen Herbstluft angehaucht, ein leises flüchtiges Roth. Sicher und ohne die mindeste Schwäche zu zeigen, bestieg er den Wagen, die Geistlichen nahmen zu beiden Seiten Platz. Wehmüthig lächelnd nickte er den weinenden Menschen zu. Der Zug setzte sich in Bewegung. Da flogen plötzlich Sträuße von Immergrün und den letzten Blumengaben des Herbstes, Kränze von Tannenzweigen und lichtgrünem Moos in den Wagen; er drückte die Blumen an seine gichterisch zuckenden Lippen, als wolle er ewig von ihnen Abschied nehmen. Seine Thränen flossen darauf. Ein verzweifeltes Schluchzen ging durch die Menge, das endlich in ein lautes Jammergeschrei ausbrach. Doch bald theilte sich die Aufmerksamkeit zwischen dem Verurtheilten und einem Mädchen, das in ärmlicher Kleidung, von bewaffneten Bürgersoldaten umgeben, zu Fuß dem Wagen folgte. Sie wurde als diejenige bezeichnet, welche Lorenz zu befreien versucht hatte. Viele kannten sie. Ihre That wurde auf hunderterlei verschiedene Weise erzählt, aber von keinem einzigen Munde Susanna als Verhinderin des Gelingens derselben genannt. Man lobte und pries die Heldin laut, man warf ihr Kränze zu. Marthe hatte sich als Gnade ausgebeten, Lorenz auf das Schaffot begleiten zu dürfen und Lorenz selbst hatte

dieß Gesuch mit seiner Bitte unterstützt. Die Criminal-Behörde hatte es endlich, nach vielen Bedenklichkeiten bewilligt. Langsam, Schritt vor Schritt, ging der Zug, überall dieselbe Aeußerung tiefen Schmerzens, derselbe innige Antheil an dem unglücklichen Jüngling und seiner kühnen Begleiterin. Sie langten vor dem Rathhause an. Hier bildete die Bürgercompagnie einen Kreis. Der Verurtheilte stieg mit den Geistlichen vom Wagen und trat, von Wache umgeben, in die Runde. Aus dem Rathhaus kam der Criminalrichter mit den Gerichtsbeisitzern in schwarzen Mänteln und von der Seite begab sich der Scharfrichter mit seinen Knechten herein. Lorenz wurde vor den Criminalrichter geführt und einer der Schreiber zog ein Aktenstück hervor, schlug es auf und verlas das Verbrechen des Untersteigers und dessen Urtheil, mit dem Schwerte vom Leben zum Tod gebracht zu werden. Es hieß darin ausdrücklich, daß Lorenz Hubert ohnmächtig bei dem erschossenen Schichtmeister gefunden worden sei und daneben ein dem Lorenz gehöriges Pistol gelegen habe, daß Lorenz zwar die That nicht direct eingestanden, aber doch endlich zugegeben habe, er müsse dieselbe in einem verwirrten und geistesschwachen Zustande vollbracht haben.

Nachdem der Schreiber geendet hatte, überreichte ein Anderer dem Criminalrichter ein weißes Linden-

stäbchen, und dieser hatte schon den Mund aufgethan, um den Spruch zu sprechen, als eine gewaltige Mannsstimme: „Platz da!" donnernd die feierliche Stille unterbrach, eine Gasse sich aufthat, und ein stattlicher Mann, baarhäuptig mit hochrothem Gesicht und rollenden Augen in den Kreis stürzte und dem Richter ein Bündel Papiere entgegenhaltend rief: „Um Gottes willen halt! Der Untersteiger Lorenz Hubert ist nicht der Mörder des Schichtmeisters. Nehmen Sie den Urtheilsspruch zurück! Hier sind Beweise! Folgen Sie mir, ich will deren noch mehr liefern!"

Ein sprachloses Erstaunen lag auf Allen, die Zeugen dieses außerordentlichen Schauspiels waren. Der Richter nahm die Papiere und warf einen Blick hinein. Da trat Lorenz hervor und wollte sprechen.

„Schweig!" herrschte ihm der Oberbergrath zu. „Du bist furchtbar betrogen. Viel schlimmer als eines Menschen Verstand zu ahnen vermag."

„Mein Herr," sagte der Criminalrichter zum Oberbergrath, „wenn ich nicht die Ehre hätte, Sie seit gestern zu kennen, ich würde zweifeln, daß diese Papiere ächt seien, und auch jetzt erheischt die Verantwortlichkeit des Richters eine strenge Untersuchung."

„Die Aechtheit der Papiere wird sich an Ort

und Stelle beweisen lassen," versetzte der Oberbergrath. „Folgen Sie mir mit ihren Leuten."

Der Criminalrichter gab Befehl, den Verurtheilten sogleich wieder in's Gefängniß zu bringen und zwar nicht auf dem Wagen. Jetzt brach das Murmeln des Volks in wilden Jubel aus, der donnernd an die Häuser schlug. Ein Theil der Menge führte Lorenz, wie im Triumphe zurück, ein Anderer folgte neugierig dem Gerichtspersonal, welches sich in das Schimmelpfennigsche Haus begab, und belagerte die Thüre desselben.

Dort hatte es unterdessen auch einen Auftritt ganz besonderer Art gegeben. Kaum hatte sich nämlich der Oberbergrath mit der größten Hast entfernt. als Susanna, plötzlich ahnend, was hier vorgehe, in die Stube gestürzt, über den entdeckten Schrank herfiel und die in demselben befindlichen Gegenstände auszuräumen begann. Sabina bemächtigte sich ihrer Seits der Axt, die schon ein Mal so gute Dienste geleistet hatte und drohete mit Geschrei, die Wucht derselben auf das schöne Haupt des Mädchens herabfallen zu lassen, wenn sie nicht wiche, so daß diese von Stimme und Geberde des Fräuleins erschreckt, abermals aus der Stube floh und das Feld räumte.

Und so fanden denn die ehrbaren Herren den Schrank von einem irdischen Engel bewacht, nicht mit einem Flammenschwerte, aber mit einer A

bewaffnet. Alle vorgefundenen Gegenstände wurden sogleich in Beschlag genommen und in das Amthaus gebracht. Dorthin verfügte sich auch das Gerichtspersonal und die Menge verlief sich, da kein Mensch recht wußte, woran er war.

Bei'm Leichenbegängniß des Oberbergmeister Schimmelpfennig unterblieb zur Verwunderung aller leidtragenden Begleiter und der ganzen Knappenschaft die gewöhnliche Leichenrede. Man flüsterte sich zu, es seien in Schimmelpfennig's Hause böse Sache gefunden, und darauf dem Stadtpfarrer noch gestern Abend das Abhalten der Leichenrede höhern Orts verboten worden. Bald aber verbreiteten sich erst leise, dann aber laut noch weit seltsamere Gerüchte. Es hieß, die Jungfer Susanna sei Abends in aller Stille und Heimlichkeit in's Amt abgeführt worden. In der Mitternachtsstunde habe der Scharfrichter mit der Schlaufe vor dem Schimmelpfennigschen Hause gehalten, Einlaß gefordert, und nachdem ihm solcher gewährt worden, der erschrockenen Frau einen Befehl vorgezeigt, den sie alsbald mit Zittern und Zagen respectirt. Unverzüglich habe der Scharfrichter die schon geschmückte Leiche aus dem bereits geschlossenen Sarge genommen, in einen Sack gesteckt, auf der Schlaufe aus der Stadt nach

dem ohnfern gelegenen Berg gefahren, und dicht unter dem dort stehenden Galgen begraben. Früh aber bei'm Leichenbegängniß habe man den Sarg leer auf den Gottesacker geführt und eingesenkt, und diese Vergünstigung hätten Susanna und ihre Mutter, die in der Nacht noch zum Criminalrichter gelaufen, durch inständiges Bitten und Lamentiren erlangt. Was an diesen Gerüchten wahr und falsch sei, konnte Niemand mit Gewißheit angeben. So viel blieb inzwischen ausgemacht, Susanna wurde in ihrem elterlichen Hause nicht gesehen, und unter dem Galgen war die Erde frisch aufgewühlt und wieder festgetreten; davon überzeugten sich Hunderte, die an diesem Tage hinauszogen, um die Stelle zu besichtigen.

Das war's aber nicht allein, was den aufgeregten Geist des Volks so sehr beschäftigte; das Schicksal des Untersteigers Lorenz Hubert und seines Befreiers lag Allen schier noch mehr am Herzen. Der vornehme fremde Mann war ein Räthsel und die Schnepfe wurde aus allen Häusern am Markt beobachtet; die untere Wirthsstube füllte sich schon am frühen Morgen, fast sämmtliche Leichenbegleiter kehrten da ein, und der Wirth segnete die Fremden; denn noch nie war solche Fülle in seinen Räumen gewesen. Als der Reisewagen des Herrn Oberbergraths aus Schlesien aus der Remise gezogen und angespannt wurde,

umstanden ihn Hunderte, und vergeblich zerbrach man sich den Kopf, wohin der schöne Herr Officier fahren werde, der einstieg, und den man gestern schon bemerkt hatte.

Er fuhr aber vor das Amthaus; dort führte ihm der Oberbergrath die braune Marthe in schönen Kleidern zu, die diesen Morgen in aller Eile für sie angeschafft worden waren — der Oberbergrath hatte ihre Loslassung durch eine gewichtige Caution erlangt — und hob sie in den Wagen, der schnell davon fuhr.

Gegen Mittag hielt er wieder am Gasthof an. Der Officier sprang heraus und half ein Paar nicht mehr jugendlichen Frauen, in der Tracht der Landleute, die Eine jedoch besser gekleidet als die Andre, und Marthen bei'm Aussteigen. Als er sie in die den Fremden gehörigen Zimmer hinaufgeführt hatte, fuhr er abermals fort. Des Volks wurde unterdessen immer mehr. Man schien auf etwas zu warten und wußte doch nicht worauf. Endlich erschien der Wagen wieder, und heraus stiegen der Officier, dann der Oberbergrath und zuletzt Lorenz Hubert, die beide letztern in prächtiger neuer Bergmannsuniform. Die Menge brach in ein lautes: „Glück auf!" aus. Lorenz dankte, indem er die Kappe abnahm und den bergmännischen bedeutungsvollen Gruß freundlich erwiederte. Darauf verfügten sie sich in die Zimmer. Kaum waren sie hinein getre-

ten, als Lorenz auf die jüngere und reicher geklei=dete der beiden Bäuerinnen loseilte und sie mit dem Freudenrufe: „Meine Mutter!“ umarmte. Die Frau schluchzte tief auf und vergoß Ströme von Thränen an des geretteten Sohnes Hals.

„Gott sei gepriesen, daß du noch lebst!“ jubelte sie. „Es wäre auch mein Tod gewesen, wenn sie dich gerichtet hätten. Aber bist du denn auch wirk=lich unschuldig?“

„Ihr sollt nun Alles erfahren,“ versetzte Lorenz lächelnd, „meine verblendeten Augen sind mir sehend gemacht worden.“

„Dort steht auch meine Mutter,“ raunte ihm die seelenvergnügte Marthe zu, „sie freut sich auch über dich.“

„I Frau Nachbarin Liese, Gott grüß!“ rief der Untersteiger, zu der Alten gewandt, die ihm in sprachloser Wonne die Hände drückte.

Der Oberbergrath war jetzt vor Lorenz Mutter getreten und sagte mit schwankender Stimme: „Ich bin auch Einer, der ein Anrecht hat auf deine Liebe, Barbara. Kennst du mich noch?“

Die stattliche Frau betrachtete ihn einige Augen=blicke scharf, dann schrie sie heftig auf: „Lorenz Lorenz, du bist's! „Gott, wie ist mir! Ist's Wahr=heit?“

„Ich bin's!“ versetzte der Oberbergrath wei=

nend, und Moritz, Sabina, Marthe und Frau Liese drängten sich neugierig um die beiden. „Ich bin dein Gatte,“ fuhr der Oberbergrath fort, „und der Vater dieses edeln trefflichen Menschen, den ich stolz meinen ehelichen, rechtmäßigen Sohn nenne.“

„Sohn?“ riefen die Umstehenden erstaunt, außer Lorenz, der wie ein Engel lächelte.

„Ja,“ wandte sich der Oberbergrath an Neffen und Nichte. „Ich stell' Euch in ihm Lorenz von Hubenstein, meinen Sohn vor. Er weiß es bereits.“

„Von Hubenstein?“ fragte Frau Barbara.

„Dieß ist mein wahrer Name,“ versetzte der fröhliche Mann. „Doch laßt uns an der gedeckten Tafel Platz nehmen. — Dann sollt ihr meine Geschichte hören.“

Er schenkte die Gläser voll und Alle stießen an auf eine fröhliche Gegenwart und glückliche Zukunft. Hierauf setzten sie sich, Lorenz und Marthe zu den beiden Seiten des Oberbergraths; die beiden Mütter zu denen des Lieutenants von Gräfenstett, und Sabina nahm zwischen Lorenz und seiner Mutter oben den Ehrenplatz ein.

„Es sind nun sechs und zwanzig Jahre,“ begann der Oberbergrath seine Erzählung, „als ich Stu-

direns halber hierher kam. Meine Ansichten und Aeußerungen, und noch mehr meine, aus diesen Ansichten entsprungenen, Handlungen hatten mich mit meiner altadligen Familie in Zwistigkeiten gebracht. Mein Vater, ein alter, rauher und strenger Soldat, gewohnt den Stock zu führen, und jede andre Ansicht als die seinige mit Schlägen zu bekämpfen, behandelte mich wie einen widerspenstigen Rekruten. Dieß empörte mich, den freiheitliebenden Bergsohn auf's Aeußerste, und ich beschloß im Stillen, mich durch eigne Kraft und Arbeit dem Einfluß meiner Familie gänzlich zu entziehen. Der Gedanke, mir selbst Alles zu verdanken, kam mir immer reizender vor, je länger ich ihn hegte, und es zeigte sich bald die schönste Gelegenheit, ihn so reizend und beglückend auszuführen, wie sich ein junges poetisches Gemüth, voll Kraft und Schwärmerei, wie das meinige nur immer wünschen kann. Ich hatte das Bergstudium aus reiner Neigung, aus Begeisterung erwählt. Sie steigerte sich, als ich alle Schönheiten und Mühseligkeiten meines Geschäfts kennen lernte; ich wurde mit Leib und Seele Bergmann. Der damalige Bergmeister Schimmelpfennig besaß sehr viele Kenntnisse vom prakrischen Bergbau; an ihn schloß ich mich an, und da er über die hiesigen Bergwerke gesetzt war, so entdeckte ich ihm mein Vorhaben unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit, damit er

mir zur Ausführung desselben behülflich sein sollte. Er versprach es, und wir wurden, obgleich er an zehn Jahre älter war als ich, gute Freunde. Ich verreis'te eine Zeitlang und kehrte als gemeiner Heuer zurück, der sogleich mit in den Gängen arbeitete, wie jeder Andre. Meinen Namen Lorenz von Hubenstein hatte ich in Lorenz Hubert verwandelt. Eines der größten und schönsten Gewerke war der St. Johannisschacht bei Steinbach im Gebirge. Mein Wunsch brachte mich in denselben. In Steinbach lernte ich die schöne Barbara kennen. Schnell wurde mir's klar, daß sie das Hauptbild im Gemälde meines künftigen stillen Glücks sei. Ich liebte das einfache unschuldige Kind mit Schwärmerei; ach! wie wurde ich von dieser theuern reinen Seele geliebt! Nicht wahr, Barbara, das waren recht glückliche Tage? —"

Hier brach die noch immer hübsche Frau, die hocherröthend die Augen gesenkt hatte, plötzlich in einen Thränenstrom aus.

Bring' ihnen immerhin dieß wehmüthige Opfer der Erinnrung", fuhr der Oberbergrath fort. „Sieh', auch mir werden die Augen feucht. Sie waren auch meines Lebens Glanztage, und deine Küsse die duftenden Rosen, die sie bekränzten. Laß uns weinen, daß sie sobald verblüheten, nein, daß ein giftiger Sturm sie brach! — Doch ich will Euch

ja meine Geschichte erzählen. Barbara's Vater war in einem Stollen verunglückt, ihre Mutter segnete unsre Liebe; des Mädchens Armuth war meinen Wünschen angemessen, und so wurde sie denn, mit Hülfe des Bergmeisters, bald mein Weib. Ich will Euch nichts von meiner Seligkeit sagen, mit der ich Abends in die Arme der Zärtlichen heimkehrte, nichts von der redlichen Thätigkeit, mit der ich Tags über arbeitete; sie ist ja vorüber; wir scheinen noch dieselben zu sein, und doch sind wir Andre geworden. Der Mensch wird ewig neu von den Stunden geboren; sie sind seine Mütter, seine Göttinnen, die Schöpferinnen und Lenkerinnen seines Geschicks; er ist selig, wenn sie lächeln, und sein Herz erstarrt im grimmen Schmerz, wenn eine andre ihr Medusenhaupt zeigt. Sie sind ja Alle todt, die lächelnden und die schmerzensstarren; ich habe sie Alle eingesargt in ein vollständiges Tagebuch. Darin sollt Ihr sie sehen, dort liegen sie die kostbar mit blutigen Schmerzensthränen einbalsamirten, in duftende Gewänder von Angedenken und Erinnrungen gehüllten Mumien meiner vergangnen Tage, theils freundlich lächelnde Mädchenleichen, schier noch blühend und oft die Sehnsucht des bejahrten Mannes mit einem Rosenschein von Leben täuschend — deren sind wenige, die Tage meiner Liebe und meines Glücks, die ich in

Barbara's Besitz verlebte — theils Kinder mit schmerzlich verzognen Gesichtern, eine große Schaar. Doch selig der Mann, der einen Tag erlebt, wie ich heute! Dem schlingen sich noch ein Mal frisch blühende Rosen um seine Schläfe, täuschen seine Wangen mit ihrem Widerschein, als wär' er Jugendblüthe und verdecken die Blöße des Hauptes und das dürftige verfärbte Haar. — Ja heute bin ich wieder jung!" — Er leerte ein Glas und fuhr dann in der Erzählung fort: „Die schöne Hoffnung, in einigen Monaten Vater zu werden, versprach mir einen lieblichen Zuwachs meines Glücks. Dieß war meine beneidenswerthe Lage, als mir eines Herbstabends bei'm Nachhausegehen mehre Fremde begegneten. Ein dunkles Vorgefühl trieb mich, ihnen auszuweichen; aber ich hatte den Vorsatz noch nicht ausgeführt, als ich mich von Ihnen umgeben sah und angeredet hörte. Mit Schrecken erkannte ich in dem Einen meinen ältern Bruder Gottfried, Hauptmann der kurfürstlichen Garde. Dieser adelstolze Mensch war mir nie besonders gewogen gewesen. Der Andre der um mich Stehenden war mein Schwager, der Regierungsrath und Kammerherr von Gräfenstett, Euer Vater, meine Kinder; die Uebrigen kannte ich nicht. Sie grüßten mich sehr freundlich, freueten sich meines Wohlseins und erwähnten von meiner Verheirathung kein Wort.

Im Gegentheil versicherte Gottfried: mein Vater sei mit meinem Fleiße sehr zufrieden und wünsche selbst mit mir zu sprechen. Er befinde sich auf dem Schlosse des Baron von H., welches nur eine halbe Stunde von Steinbach entfernt lag, und ließ mich ersuchen, sogleich dorthin zu kommen. Ich machte allerhand Ausflüchte und wollte doch nichts von meinem Weibchen sagen, da ich in dem Wahne stand, meine Verheirathung sei ihnen unbekannt. Mein Bruder bestärkte mich darin immer mehr, indem er mich mit den Worten drängte: Wem hast du denn von deinen Wegen Rechenschaft abzulegen, und wenn du die ganze Nacht ausbleibst. Und deinen Vater nach so langer Zeit zu sprechen, werden dir doch ein Paar Stunden nicht zu kostbar sein? Endlich mußte ich wohl ihren Bitten nachgeben. Mit unruhigem Herzen ging ich in ihrer Mitte. Ich fand meinen Vater wirklich auf dem Schlosse. Aber o Himmel! nicht den gütigen, den ich gehofft, sondern einen wüthenden Tyrannen. Er war von meiner Ehe unterrichtet, und ließ seinen Zorn gegen mich alle Grenzen überschreiten. Die Herren, seine Begleiter, enthüllten sich mir nun als Offiziere; es wurde mir ein Cabinetsbefehl des Kurfürsten vorgezeigt, laut dessen ich als Staatsgefangner behandelt werden sollte. Viel zu stolz, um gute Worte zu geben, ließ ich mir in stummem

Schmerz Alles gefallen. Noch in derselben Nacht wurde ich in einem Wagen fortgebracht, von den Offizieren begleitet. Ueber ein Jahr saß ich streng bewacht auf der Festung, und nach Verlauf desselben wurde ich als Unterlieutenant in die Armeen gesteckt, die gegen Friedrich den Großen im siebenjährigen Kriege focht. Bald merkte ich, daß meine Kameraden den Auftrag hatten, stets ein sehr wachsames Auge auf mich zu haben. Dieß verdroß mich so sehr, daß ich bei der ersten günstigen Gelegenheit zum Ueberläufer wurde. Schon hatte ich heimlich einige Briefe an den Bergmeister Schimmelpfennig geschrieben und ihn beschworen, sich meines Weibes anzunehmen, und mir Nachricht von ihr und meinem Kinde zu geben; aber ich hatte keine Antwort erhalten. Nun vermuthete ich, daß meine Briefe aufgefangen und unterschlagen worden seien. Als preußischer Offizier hatte ich Freiheit; aber der Bergmeister wohnte im Feindesland und es war höchst schwierig, Nachrichten von dort zu erhalten. Endlich, nach Jahr und Tag kam mir ein Brief von Schimmelpfennig zu. Er bohrte alle meine Hoffnungen in den Grund. Meine Frau, schrieb er, sei noch vor ihrer Entbindung auf ähnliche Weise verschwunden, wie ich. In einem von kurfürstlichen Offizieren begleiteten Wagen sei sie abgeholt und Niemand wisse, wohin geführt worden. Spätere Erkundigun-

gen hatten immer dasselbe Resultat. Mein Herz blutete lange, und nie ist die Wunde ganz geheilt. Obgleich die Ehe zwischen mir, dem Katholischen, und einer Protestantin, von einem lutherischen Priester verbunden, für null und nichtig erklärt worden war, so betrachtete ich doch in meinem Herzen und vor Gott Barbara stets als mein rechtmäßiges Weib. Dieß war auch der Grund, weßhalb ich mich nach Beendigung des Kriegs meiner Familie wieder näherte. Ich wollte wissen, wohin sie mein Weib geschleppt. Statt dessen machten sie mir dringende Vorstellungen, mich mit einem Fräulein ihrer Bekanntschaft zu verbinden. Alle Vereinigung zerschlug sich an ihrer Hartnäckigkeit. Nie erfuhr ich von ihnen, wo Barbara sei, und so trennten wir uns für immer. Vom Militär ging ich später wieder zum Bergbau über und der König gab mir ein weites Wirkungsfeld. So war denn ein Vierteljahrhundert verschwunden — es war mir sogar die Nachricht zugegangen, Barbara sei nebst ihrem Kinde bei der Entbindung gestorben — und das liebliche Weib lebte immer noch frisch in meinen Erinnrungen, als mich mein Neffe mit der Nachricht überraschte, er werde ein reiches, schönes, bürgerliches Mädchen, die Tochter des Oberbergmeisters Schimmelpfennig aus F., die er in Dresden kennen gelernt, heirathen. Moritz war mein Liebling, weil er den adligen Kastengeist verachtete, der mir stets zuwider gewesen

war und mich so unglücklich gemacht hatte; ich lobte seinen Entschluß und machte ihn mit den meinigen bekannt, ihn auf seiner Brautfahrt zu begleiten. Ich wollte die geliebten Orte meines alten Glücks wieder besuchen, und noch ein Mal recht üppig in lebendigen, seligen Erinnerungen schwelgen. Wir kamen hier an und fanden Schimmelpfennig krank; ein Mensch, der hingerichtet werden soll, wird mit Namen genannt und dieser Name electrisirt mich; es war derselbe, den ich in meinen glücklichsten Tagen geführt hatte. Mit unbeschreiblicher Bestürzung frage ich weiter, aber in demselben Augenblicke stirbt Schimmelpfennig. Ich eilte zum Criminalrichter und verschaffte mir durch vieles Bitten die Einsicht in die Akten des Verurtheilten. Ich ersah daraus, daß er mein Sohn war, daß seine Mutter noch lebe und in welchen Verhältnissen; ich ahnete daraus; daß Lorenz unschuldig sein möchte; aber es wurde mir auch klar, daß er unerrettbar dem Tode der Schmach auf dem Schaffot verfallen sei. Bis spät in die Nacht brachte ich mit Durchlesung der voluminösen Acten zu. Trostlos verließ ich den Criminalrichter. Wie möchte ich versuchen, den ungeheuern Schmerz zu schildern, der mich durchrasete; ich war zur Hinrichtung meines Sohnes, meines einzigen Sohnes, des Sohnes meines geliebten Weibes gekommen; ich hatte ihn gefunden, den ich über zwanzig Jahre vergeblich gesucht, nach

dem sich mein Herz mit unaussprechlicher Sehnsucht gesehnt, um ihn auf dem Schaffot vom Schwerte des Henkers sterben zu sehen. Dieß mag genug sein für jedes fühlende Herz. Als ich nach Hause kam, fehlte Sabina. Es war, als wenn alles Unglück auf Ein Mal über mich hereinstürzte. In der Nacht noch verfügte ich mich in die Frohnfeste, aber ich wurde auf strenges Verbot des Criminalrichters nicht zu Lorenz gelassen. Man argwohnte, ich sei bei dem verunglückten Rettungsversuch betheiligt. Dieß war die fürchterlichste Nacht meines Lebens. Gestern Morgen eilte ich abgehärmt in's Gefängniß. Ich sah, ich sprach ihn; er war mein Ebenbild; ich faßte die Ueberzeugung, daß er unschuldig sei, und mein Herz zuckte in den mörderischen Krallen der Verzweiflung. Ich konnte mich nicht entschließen, ihm zu sagen, wer ich ihm war; ich wollte sein armes Herz schonen. Wie ein Wahnsinniger heulend, stürzte ich hinaus, als die Geistlichen hereintraten, um ihm das Abendmahl zu reichen. Unmittelbar wurde ich von hier zu seiner Rettung geführt, Ihr wißt durch welches Wunder.''

,,Ich habe der Frau Barbara und meiner Mutter auf dem Wege herein Alles erzählt,'' berichtete Marthe.

,,Mir bleibt noch übrig,'' nahm der Oberbergrath sich die Thränen trocknend, wieder das Wort, ,,anzugeben, welche Aufschlüsse ich in dem verborg-

nen Wandschranke fand. Aus den Akten hatte ich schon ersehen, daß Schimmelpfennig falsch mit mir gespielt, doch war mir nicht klar geworden, wie und weshalb. Seine hinterlassenen Papiere verbreiteten über Alles, was ich wünschen konnte, das vollste Licht. Erstlich fanden sich eine Menge Briefe meines Vaters und meines Bruders, woraus hervorging, daß Schimmelpfennig mich für ein gut Stück Geld an dieselben verrathen, ferner dafür, daß er Barbara schnell wieder verehlicht, ebenfalls eine namhafte Summe erhalten, endlich ihm für mein Kind alljährig ein schönes Jahrgeld ausgezahlt worden war. Doch hatte er das Versprechen geben müssen, mich stets irre zu führen. Ein anderes Fascikel enthielt die richtige Berechnung des Silberertrags der unter seiner Aufsicht stehenden Bergwerke und die Abschrift der falschen Berechnung, die er der Behörde eingereicht; es waren darin Theilungsberechnungen zwischen ihm und dem Schichtmeister, mit dem er unter einer Decke gespielt, und ohne den er keinen Betrug machen konnte. Daraus ging hervor, daß Schimmelpfennig den Schichtmeister ebenfalls betrogen hatte. Es zeigte sich, daß der schreckliche Oberbergmeister, um die bedeutende Mitgabe, die mein Neffe bei seiner Werbung um Susanne verlangt, zusammenzubringen und doch seinen eignen Reichthum aus Geiz nicht anzugreifen, einen Hauptbetrug sowohl am Kurfürsten als auch

an seinem Mithelfer begangen hatte. Dieser hatte es gemerkt, und ihm in einem Briefe, der in den Berechnungen lag, mit Verrath und Verderben gedroht. Der also entbrannte Streit brachte den Oberbergmeister rasch zum Mord des Schichtmeisters. Die Gewissensangst hatte dem Mörder sogar ein Gebet in die Feder dictirt, worin er den Mord eingesteht, das unter andern Papieren lag. Das Geld und die Silberstufen im Schranke waren die sprechendsten Beweise seines Betrugs. Sobald Lorenz erfuhr, wer ich ihm war, und wie er vom Oberbergmeister und Susanna betrogen worden, als er hörte, daß sie es sogar gewesen, die ihn an der Flucht verhindert, da gestand er ein, daß Schimmelpfennig der Mörder des Schichtmeisters sei. Erzähle du nun, mein lieber Sohn, wie du verblendet gewesen, wie es mit dem Morde zugegangen, und weshalb du lieber auf dem Schaffot sterben wolltest, als die Wahrheit sagen."

„Der Verstorbene," griff Lorenz die Rede auf, „dem Gott die schwere Sünde an uns verzeihen möge, erzeigte mir immer viel Liebe und sagte mir oft, daß ich ihm Alles verdanke und mein Vater ein schlechter entlaufner Mensch gewesen sei. Die Wohlthaten einer guten Erziehung, eines sorgfältigen Unterrichts und liebevoller Behandlung in Schimmelpfennigs Hause erfüllten mein Herz mit dem

Gefühle der heißesten Dankbarkeit für meinen vermeintlichen Wohlthäter. Ich habe nie einen Menschen mehr geliebt als ihn; ich wäre mit Freuden für ihn gestorben. Susanna's Neigung zu mir erfüllte mein Herz mit Leidenschaft, aber ich unterdrückte dieselbe, als sie meinetwegen aus dem Hause und nach Dresden mußte. Zurückgekehrt, wußte sie mich wieder zu einer geheimen Unterredung zu bewegen. Ich weigerte mich standhaft, unsern Vater ferner zu betrügen; sie aber sagte: selbst wenn er sie zwänge, einen vornehmen Mann zu ehelichen, so betrachte sie sich dennoch als mein Weib und werde mir alle Rechte eines Gatten zugestehen; lieben könne sie nur mich allein in diesem Leben. Ich schauderte vor diesen Reden und nahm mir im Stillen vor, sie ganz zu meiden, obgleich mein Herz immer noch mit Liebe an ihr hing. Sonntags darauf ging ich nach dem St. Gehülfenschacht, um Mehres für den Beginn der Arbeit des folgenden Tags anzuordnen. Ich fuhr ein und war eben in einem Seitengang beschäftigt, als ich einen Schuß im Gewerke vernahm. Darüber verwundert — denn ich glaubte allein im Schachte zu sein — ging ich rasch in den Hauptgang, um zu sehen, was es wäre. Da stürzte der Oberbergmeister in wilder Hast mit scheuen Blicken an mir vorüber und sah mich nicht; denn ich hatte das Grubenlicht mitzunehmen vergessen, er aber trug das seinige. Ich lief zurück, holte mein's

und durchlief den Schacht. Da fand ich den Schichtmeister in seinem Blute sich wälzen. Der Schrecken raubte mir die Besinnung; ich fiel ohnmächtig neben ihn. So fanden uns der Obersteiger und einige Heuer, die bald darauf in gleicher Absicht, wie ich eingefahren waren. Glaubt mir, ich habe genug gelitten, daß ich als Mörder auf dem Schaffot sterben sollte; aber mein Entschluß stand felsenfest, meinen Wohlthäter und Erzieher nicht zu verrathen. Und wenn er nicht so fest gewesen wäre, Susanna's nächtliche Besuche in meinem Gefängniß und die Liebe, die sie mir bewies, die Seligkeit, die sie mir bereitete, hätten ihn fest gemacht: das Haupt des heißgeliebten Mädchens nie mit Schande zu beladen.“

„Edler, trefflicher Mensch!“ rief der Oberbergrath und zog den Sohn an seine Brust. „Daß ein solches Herz so gräßlich gemißbraucht werden mußte! Susanna hat in den Verhören gestanden, daß sie dich nie sonderlich geliebt und in's Gefängniß nur auf Betrieb ihres Vaters gegangen sei. Sie haben dich hinhalten wollen, die Falschen, bis dein edles Haupt gefallen wäre, dann hätten sie freies Spiel gehabt. Aber der Schatten des schändlichen Mannes selbst hat sie entlarvt, und hier sitzt der Engel — Engel sind ja Boten des Himmels — durch welchen sich der Himmel uns offenbart zu

deinem und unser aller Glück. Ein heiliger Schauer durchrieselt mich, wenn ich bedenke, wie es sich ergeben und von tiefer Rührung ergriffen, stammelt mein Herz: Gelobt sei Gott!"

Alle falteten die Hände; es war ein feierlicher Augenblick.

„Gib mir deine Hand, Lorenz," sagte dann der Oberbergrath, und du Marthe, gib mir die deine." Das erröthende Mädchen gehorchte.

„Ich weiß, du liebst die Jugendgespielin, Lorenz, du hast es mir vorhin schon verrathen. Nur Susanna's Sinnlichkeit konnte das freundliche braune Kind aus deinem Kopfe verdrängen, in deinem Herzen hat Marthe fortgelebt. Nicht wahr?"

„Ja, mein Vater, Sie haben mein Herz durchschaut."

„So werdet ein glückliches Paar. Gott selbst hat euch auf wunderbare Art verlobt. Ich erfülle hiermit nur seinen heiligen Willen."

Lorenz sank an Marthe's Brust und küßte sie auf die schwellenden Lippen. Ihre Arme schlangen sich mit liebender Inbrunst um ihn. Alle füllten die Gläser, tranken auf das Wohl des Paares und küßten sich. Dann lag Marthe noch lange an Sabina's Brust, die sie mit dem Schwesternamen beglückte, und weinte Freudenthränen.

Theoxena.

Historische Erzählung.

Die herrliche Größe des alten Hellas war untergegangen in der, wie ein bösartiger Brand, mehr und mehr um sich greifenden Schlechtigkeit der niedern Volksklasse. Die Gemeinheit, mit gesetzloser Ueppigkeit gepaart, hatte die Blüthe der griechischen Staaten ergriffen und vergiftet, aus der einst die Männer in ihrer einfachen Vortrefflichkeit hervorgegangen waren, deren Namen, auf eherne Tafeln eingegraben, die Geschichte im Tempel der Unsterblichkeit aufgehängt hat. Dieses unbeständige, vom fieberhaften Rausche eines falschen Freiheitsbegriffes taumelnde, mit seinem wahren Heile gänzlich unbekannte Volk, hatte zwar auch den edelsten der Athener, Aristides, verbannt, hatte später den Alcibiades angebetet und verflucht, und alle die Thorheiten begangen, die sich bei einem lebhaften, von tyrannischer Gewalt nicht niedergedrückten Volke unter gleichen Verhältnissen stets wiederholt haben: aber in den großen Zeiten der griechischen Staaten stand dem gemeinen Haufen die Kraft der Edeln entgegen, die stets klar wußte, was sie wollte, und was dem Ganzen heilsam war, die mit kluger Berechnung auf das Volk wirkte und es zum nothwendig zu erstrebenden Ziele leitete, während sie sich anstellte,

als sei sie selbst willenlos und überlasse Alles der Berathung und Anordnung der Menge. Diese blieb unmündig, wie sie es zu allen Zeiten bleibt; aber sie wollte damals, wie jetzt, ihre Vormünder nicht als solche anerkennen, und verbannte sie aus ihrer Mitte, wenn sie sich merken ließen, was sie waren. Der Bessere, der geistig Begabtere im Volke, konnte das nothwendige Spiel durchschauen und ihm war kein Hinderniß in den Weg gelegt, sich selbst zum Meister in die Höhe zu schwingen und die unsichtbaren, das Ganze leitenden Fäden zu erfassen. So sehen wir in den schönsten Zeiten des griechischen Volkslebens Männer von unten heraufsteigen, wie herrliche plötzlich aus der Nacht auftauchende Gestirne, Männer, die auf das Wohl und Wehe ihres Vaterlandes großen Einfluß hatten. Dieses Verhältniß machte Griechenland stark und unüberwindlich, als die Perserkönige es bekriegten.

Als aber die Vornehmern an Unbeständigkeit und Schlechtigkeit dem gemeinen Haufen gleich wurden, entstanden Parteien, deren rücksichtloses Verfahren gegen einander die gänzliche Demoralisirung des Volkes herbeiführen mußte. Die nur noch einzeln hervortretenden kräftigen Gestalten, noch schöne Erinnerungen an Griechenlands große Zeit, vermögen dem innern Zerfall des griechischen Volksthums mit aller Anstrengung nicht mehr zu wehren; und wo innen

kein Halt mehr ist, da stehen die Thüren dem äußeren Feinde offen. Vergebens redete Demosthenes gegen die schlaue Einmischung der macedonischen Könige: Philipp nnd Alexander wurden doch Griechenlands Herren. Fast zweihundert Jahre ergötzten sich die Griechen am Schatten der Freiheit: ein solches Volk war auch nur des Schattens werth; aber es war eine gräßliche Ironie des Schicksals, daß, während dieser erbärmliche Haufe von Freiheit träumte, blutgierige Tyrannen — Alexanders des Großen Generale, die sein Reich unter sich theilten, und deren Nachfolger — in seinem Eingeweide wühlten. Es thut dem Auge wohl, wenn es in diesen Zeiten allgemeiner Verderbniß auf einzelnen Lichtpunkten verweilen, sich von der erblickten Erbärmlichkeit erholen, und die ringsum tobenden Gräuel von Erschlafftheit erzeugt, durch die Entäußerung aller Menschlichkeit ausgeführt, einigermaßen vergessen kann. Es gleicht dieß Gefühl dem des Wanderers in der Sandwüste, wenn er eine jener grünen quellen-, früchte- und schattenreichen Oasen erreicht, und sich dort ausruht und erquickt nach der langen mühevollen Wanderung. Er möchte sich nicht trennen von dem lieben grünen Eilande, möchte nicht wieder in den Brand der Sonne und die Glut des Sandmeeres hinaus. So verweilen wir gern bei den letzten wahren Griechen, Aratus, Phocion, Phi-

opömen, obgleich auch sie dem schlimmen Einflusse ihrer Zeit sich nicht ganz entwinden konnten.

Aber wahrhaft überraschend ist die heldenmüthige Freiheitsliebe einer griechischen Frau, die sie würdig macht, unter den edelsten Männern ihres Volkes und unter den besten Frauen aller Zeiten genannt zu werden. Zwar sind es nur die letzten Stunden ihres Lebens, die die Geschichte aufgezeichnet hat, aber sie verklären ihren ganzen Lauf im Lichte großer Heldentugend; denn wer groß stirbt, hat groß gelebt. Als das Griechenvolk schon ein Sclave der Römer und des macedonischen Königs Philipp war, wohnte in Theoxena's, der Thessalierin, Brust der wahre Begriff der Freiheit.

Dem römischen Geschichtschreiber, Titus Livius von Padua, haben wir die Aufzeichnung dieser merkwürdigen Begebenheit zu verdanken; er wirft das Leben dieser edeln Frau nur in einigen großen Zügen hin; aber sie reichen aus, uns ein vollkommenes Charakterbild derselben zu entwerfen.

Philipp II., König von Macedonien, Sohn des Königs Antigonus, mischte sich, wie seine Vorgänger, in die Angelegenheiten der unter einander uneinigen griechischen Staaten und erlangte bald einen bedeutenden Einfluß. So lang er jung und glücklich war, konnte man ihn keiner bösen That beschuldigen; als er aber mit den Römern, die sich das Ansehen

gaben, als wollten sie die griechische Freiheit schützen, in Berührung gekommen und von ihnen geschlagen worden war, zeigte sein Gemüth eine Nachtseite, die ihn allmählig der größten Abscheulichkeiten fähig machte. Für das erlittene Unglück rächte er sich an den Griechen, seinen sogenannten Bundesgenossen; er verheerte das Land, nahm die Städte ein und ließ die Vornehmsten hinrichten, theils um seine Herrschaft zu sichern, theils um ihr Vermögen einzuziehen und auf den Krieg zu verwenden, der sein Element war. In einem langen mit wechselseitigem Glücke geführten Kampfe mit den Griechen, vorzüglich den kriegerischen Aetoliern, und den Römern, erlag er endlich der gewaltigen Uebermacht der Letztern, die, aus den ungeheuern Kriegen mit Karthago siegreich hervorgegangen, dem Gipfel ihrer Heldengröße gerade in dieser Zeit mit Riesenschritten zu eilten. Je älter Philipp wurde, jemehr sich das Glück von ihm wendete, je grausamer und unmenschlicher zeigte er sich gegen die von ihm Beherrschten. Ohne Schonung ließ er die ihm Verdächtigen aus dem Wege räumen und richtete in manchen Städten ein gräßliches Blutbad an.

Schon in seinen frühern Regierungsjahren hatte er bei den ersten Ausbrüchen seiner tyrannischen Wuth einen edeln Thessalier, einen der Vornehmsten des Volks, Namens Herodicus, Bürger der Stadt

Thessalonica, hinrichten lassen. Dieß unglückliche Schlachtopfer der Tyrannei hinterließ zwei Töchter, Theoxena und Archo, an gleich edle und vornehme Thessalier verheirathet und Mütter mehrerer Söhne und Töchter. Philipp fürchtete von des Herodicus Schwiegersöhnen vielleicht dasselbe, was er von ihm gefürchtet hatte, vielleicht auch ihre Rache wegen des am allverehrten Herodicus bübisch verübten Mordes. Mochten aber auch seine Beweggründe sein, welche sie wollten — wer vermag in das teuflische Gewebe einer solchen blutgierigen Seele zu sehen! — Die Geschichte hat nur ihre Resultate aufgezeichnet. Herodicus Schwiegersöhne mußten ebenfalls unter Philipps Mordschwerte verbluten. Die beiden unglücklichen Frauen waren des Vaters und der Gatten durch den frevelhaften Mord des Tyrannen beraubt, und der Schmerz ihres Gemüths vereinigte und verdoppelte die Liebe zu den ihnen allein übrig gebliebenen unerzogenen Pfändern ihres grausam zerstörten ehelichen Glückes. Beide Schwestern liebten sich, nach so großen Verlusten, wechselseitig nur noch mehr, und jede die Kinder der Andern, wie ihre eigenen. Den jugendlichen Wittwen kamen viele vortheilhafte Heirathsanträge zu. Theoxena wies alle Freier standhaft zurück; sie wollte nur ihren Kindern, ihrem Schmerz und ihre Trauer über die von ihrem Herzen in den Tod gerissenen

Lieben angehören. Archo hingegen verschmähete nicht, eine neue Verbindung mit einem gewissen Poris, einer der reichsten und angesehensten Familien der Stadt Aenea in Thessalien entsprungen. Nachdem sie ihren zweiten Gatten wieder mit mehreren Kindern beschenkt hatte, starb sie, und hinterließ die Sprossen ihrer beiden Ehebündnisse zum Theil noch klein, unerzogen und der mütterlichen Pflege bedürftig. Theoxena konnte das Geschäft ihrer Wartung und Pflege unmöglich einer andern Frau überlassen, und aus Liebe zu den Kindern ihrer Schwester entschloß sie sich zu dem Schritte, den sie früher so oft verweigert hatte, sie verheirathete sich ebenfalls zum zweitenmal; aber sie reichte dem Poris, dem verwittweten Gemahle ihrer geliebten dahingeschiedenen Schwester Archo die Hand, um die Mutter seiner verlassenen Kinder zu sein. Sie wartete derselben nun mit solch' ausgezeichneter Liebe und Sorgfalt, zeigte an alle so viel Anhänglichkeit, daß man nicht anders meinen konnte, als sie allein habe alle geboren. Dabei schenkte sie ihrem Gatten reine, edle Zärtlichkeit und Treue, Tugenden, die man an einer solchen Frau kaum rühmen darf, da weit größere sie zieren, jene aber in den Pflichten einer Jeden begriffen sind.

Die gräßlichen Stürme, welche Theoxena's früheres Leben so wilddurchbraust und zerrissen hatten,

schienen beschwichtigt, das Schicksal mit den gefallenen Opfern zufrieden, ein stilles heiteres Glück den Abend ihres Lebens versüßen und die unbarmherzigen Schläge des am schwülen Tage über sie gekommenen Ungewitters versöhnen zu wollen.

Theoxena opferte reichlich den Göttern des häuslichen Heerdes; umschloß doch sein heiliger Umkreis die von ihr über Alles geliebten Menschen, ihren Gatten, die Kinder ihrer Schwester und ihre eigenen. Hier schaffte sie stets beglückend und selbst beglückt. Der Geschichtschreiber gibt nicht an, wieviel der Kinder waren, er sagt uns blos, von drei Vätern und zwei Müttern waren Jünglinge und Mädchen in der Familie. Aus diesem heitern Himmel zuckte nun plötzlich ein Blitzstrahl auf die sich liebenden edeln Menschen herab; ein neuer unerwarteter Schlag des Schicksals betäubte die sich heitern Hoffnungen dahin Gebenden. Der König Philipp, mit vorrückendem Alter immer grausamer und mißtrauischer, erließ, von der Angst für sein Leben, dem Fluch aller Tyrannen gepeitscht, den Befehl, die Kinder aller derjenigen Griechen, welche er früher hatte hinrichten lassen, einzufangen und in seinen Gewahrsam zu bringen. Wenn sie in seiner Macht seien, glaubte der Wütherich nichts von ihrer Rache befürchten zu dürfen. Seine Mordknechte durchzogen, dem erhaltenen Befehl gemäß, das Land, um auch die Kinder

aus den Armen ihrer Angehörigen zu reißen, die früher schon die Väter derselben durch gewaltsamen Tod verloren hatten. Theoxena umfing ihre zärtlich geliebten Schätze und schwur eher das Aeußerste zu wagen, als sich derselben durch die Tyranneiknechte berauben zu lassen. Denn sie sah wohl ein, daß die zarten Jünglinge und Jungfrauen in den Händen der rohen Diener der Gewalt ein Opfer grausamer Lust des schändlichen macedonischen Königs und seiner ihm gleichen Umgebung werden müßten, und ihre reine Seele schauderte. Ein großer Gedanke, einer freien edeln Griechin würdig, stieg in der Seele der muthigen Frau auf und freimüthig sprach sie ihn aus. „Eher,“ sagte die Heldin, „sollen sie alle durch meine eigene Hand sterben, ehe sie in Philipps Gewalt kommen. Ich habe sie treu geliebt bis diese Stunde, so will ich ihnen denn auch den letzten Liebesdienst erweisen, damit sie nicht der Schande Preis gegeben würden. Sie leben lassen, hieße sie hassen.“ Poris entsetzte sich vor solch rascher blutiger That; er suchte auf gelinderem Wege dem gewaltig drohenden Unglücke auszuweichen. In Athen lebten ihm treuergebene Gastfreunde; dort behaupteten die Römer schon einen sehr mächtigen Einfluß, dorthin reichte des Macedoniers mörderischer Arm nicht. Er beschloß daher sich mit seiner Familie nach der befreundeten Hauptstadt Ottikos

zu flüchten. Alles wurde mit der größten Stille und Heimlichkeit zur Flucht vorbereitet. Von Thessalonica, ihrem Wohnorte, reisten sie nach Aenea der Geburtsstadt des Poris. Zum Vorwande ihrer Reise diente ihnen einen großes Volksfest, welches alljährlich zu Aenea mit vielen religiösen Zeremonien zu Ehren des angeblichen Gründers der Stadt, des Trojaners Aeneas, gefeiert wurde. Es war nämlich dort die Sage, dieser Fürst habe auf seiner Flucht von Kleinasien nach Italien, nach der Zerstörung Iliums, diese Stadt an einem schönen Busen des nordwestlichen Theils des ägeischen Meeres erbaut, und sie nach seinem Namen benannt. Dort angelangt, gab Poris einen großen Festschmaus, wozu die Diener des Tyrannen geladen wurden; Lustbarkeiten und Genüsse füllten den ganzen Tag aus. Während desselben hatte Poris ein Schiff für die Nacht bestellt, ihn mit seiner Familie nach der Athen gegenüber gelegenen Insel Euböa zu führen; um die dritte Nachtwache sollte es an einer bezeichneten Stelle des Meerbusens warten; die Stadt lag dicht an der Bucht, und es war deshalb vom Orte der Schmauserei bis zum Schiffe kein weiter Weg. Als nun Alle, vom Rausche niedergedrückt, entschlafen waren, brach Poris mit Frau und Kindern auf, gleichsam als wolle er nach Thessalonica zurückkehren. Sie erreichten das

Schiff, welches glücklich vom Stapel lief. Aber ein grausames Geschick wollte ihrer Aller Verderben. Der Himmel hatte sich mit schwarzen Wolkenmassen überzogen; widrige Winde bliesen ihnen entgegen. Wie auch die Ruderer sich anstrengten, sie brachten das Schiff nicht aus der Bucht auf das offene Meer hinaus. Der Sturm ist unerbittlich wie der König Philipp; das Schiff wird in einem kleinen Raume herumgeworfen und in der Nähe der Stadt zurückgehalten. Der traurige Morgen zieht herauf, er zeigt den erschrockenen Flüchtlingen die nahe Küste. Der Sturm hat sich wohl verzogen, aber das tückische Meer hält den Angstvollen nur wie zum Hohn seinen ebenen grünen Spiegel entgegen. Schon ist in Aenea des Poris Flucht verlautet; der anbrechende Morgen zeigt den betrogenen Tyrannengehülfen, die bei der Wache des Hafens angestellt waren, das schon weit geglaubte Schiff in der Nähe der Bucht; mit frechem Frohlocken über des Poris vereitelten Plan, setzen sie ein Boot aus und bemannen es mit Häschern, denen sie den drohenden Befehl mit auf die Meerfluth hinausgeben, ohne die flüchtige Familie nicht zurückzukehren.

Poris sieht sie nahen; verzweifelt wendet er sich zu den Rudern und übrigen Schiffsleuten, um sie zur äußersten Anstrengung ihrer Kräfte zu bewegen,

damit sie durch eine schnelle Flucht dem nachsetzenden Schiffe entrinnen könnten. Die Hände gen Himmel erhoben, fleht er dazwischen die Götter um Hülfe an. In Theoxena's Seele aber war die furchtbare Gewißheit aufgegangen, daß hier keine Hülfe, weder der Menschen noch der Götter, zu erwarten sei, daß vielmehr Schmach und Schande schon die gierigen Hände ausstreckten, sie zu erfassen. Schnell stand ihr Entschluß fest in der heldenmüthigen Seele, und ruhig schritt sie zu dessen Ausführung. Lange hatte sie schon auf solchen Fall Gift und Dolch bei sich geführt; denn stets hatte sie ja einen kurzen ruhmvollen Tod einem langen unfreien Leben voll Schande vorgezogen. Jetzt nahm sie Beides hervor, legte den Stahl, stellte den Giftbecher vor die zusammengerufenen Kinder. „Der Tod", sagte sie ernst und strenge, „ist euch unerläßlich; hier sind zwei Wege, die zu ihm führen; erwähle Jedes von euch den, zu welchem ihn die Seele treibt. Entflieht auf ihm dem Uebermuthe des Königs. Sterbt frei, wie ihr frei gelebt! Sterbt als meine Kinder! Wohlauf, ihr Jünglinge, die ihr größer seid, ergreift zuerst den Dolch, oder leert den Becher, wenn ein langsamer Tod euch lieber ist." Theoxena's Auge strahlte von Heldenmuth verklärt. Schon waren die Feinde nahe; die Kinder greifen, würdig ihrer Mutter, theils zum

Gift, theils zum Dolch. Sie morden sich unter einander selber; thränenlos schlachtet die thessalische Heldin die ihr unendlich theuren Pfänder ihrer Liebe; reißt sich das einzige Besitzthum ihres Herzens aus demselben, zerknickt mit starker unerbittlicher Hand die Blüthen, deren Farbe und Duft ihr größtes Entzücken waren. Halb entseelt stürzen sich die vergifteten und blutenden Jünglinge und Jungfrauen vom Rande des Schiffes in das Meer hinab. Theoxena aber, die kinderlose Mutter, umschlingt den treuen Gefährten ihres Lebens, damit er auch ein treuer Gefährte ihres Todes sei, und Brust an Brust geschmiegt, schwingt sie sich mit ihm hinab in die Fluth, die ihnen mitleidiger den Tod gewährt, als Philipp, der Tyrann, und seine Schergen. Die Königlichen besteigen eben das Schiff; sie finden es leer und starren mit Entsetzen in die Fluthen, die theilnahmlos die Leichname auf dem Rücken des Meeres dahin wälzen.

Philipp erkannte die Größe der That nicht; er wurde nur noch wüthender und gräßlicher und verübte Grausamkeiten, die bisher unerhört waren. Aber auch in seinem eigenen Hause wüthete der Mord. Perseus, der schlechtere seiner Söhne und Bastard, ermordete seinen edeln, rechtmäßigen, von den Römern geliebten Bruder, Demetrius, und schwang sich nach Philipps Tod auf den Thron

Macedonien's; aber die Römer machten bald seinem Leben und dem ganzen Reiche ein Ende.

Die hier erzählte Begebenheit fällt in das 182ste Jahr vor des Erlösers Geburt. Man nenne die That jener Frau nicht grausam, gräßlich; sie war keine Christin. Im Sinne der antiken Welt, in welchem wir sie nehmen und verstehen müssen, ist sie wahrhaft groß. Sokrates und Phocion tranken mit Ruhe den Giftbecher, aber wahrlich Theoxena that als fühlendes Weib, als liebende Mutter, als zärtliche Gattin mehr. Sie starb einen vielfachen Tod, während Jene nur einen zu überwinden hatten.

Elisabeth Fry,

der

Engel der Gefängnisse.

Panegyrikus.

Die Strenge der englischen Gesetze steht zu der Verderbtheit der untern Volksklassen Englands in einem richtigen Verhältniß, aber es entspringt aus ihr der Uebelstand, daß alle Gefängnisse, Zucht- und Correctionsanstalten eine zahllose Menge von Stäflingen ohne Unterschied ihres Verbrechens einschließen. Jahre lang wurde sonst der weniger Strafbare, ja oft der Unschuldige mit dem Bösewicht zusammengekerkert, der von Charakter Edlere mußte mit dem von Jugend auf gänzlich Verdorbenen in schmählicher Gemeinschaft leben, und die Demoralisirung Aller, unsägliches Elend an Leib und Seele und die gänzliche Entwürdigung der Menschheit, die doch auch in dem Verbrecher anerkannt werden muß, waren die Folgen dieser bösen Unordnung, in die von oben — vom Thron und der Regierung — kein wärmender und klärender Sonnenstrahl fiel. Die Gefängnisse waren überfüllt; aber sobald die verhängnißvolle Pforte sich hinter dem Unglücklichen geschlossen hatte, mochte nun Verbrechen oder nur Vergehen oder auch nur ein unerwiesener Verdacht ihn in diese Kammer des Elends schleudern, er war ausgestoßen aus der menschlichen Gemeinschaft; die Gesellschaft hat sich seiner ent-

ledigt, und er war aller Rechte verlustig, die er je auf sie besessen. Die, mit denen er umzugehen verdammt war, galten ja ebenfalls als Auswurf, und es war natürlich, daß das Bedürfniß der Geselligkeit allmählig in eine Verbindung der Verworfenen führte, die, war nur der erste grimmige Schmerz in der Brust des Bessern betäubt, das letzte milde Gefühl im ohnmächtigen Knirschen über die Entwürdigung des edleren Selbst erstickt, zuletzt Kirche und Staat und allen wohlthätigen Institutionen der Gesellschaft den furchtbarsten Hohn sprach.

John Howard, einer der edelsten Menschen, die je zur Verminderung menschlicher Noth ihre Kräfte aufwendeten, vertrieb durch sein beispiellos unermüdetes Streben, das ihn Gut und Leben aufopfern ließ, ihn durch alle Länder Europa's und zuletzt nach Asien in jene Höhlen des Jammers führte, aus denen keine um Erbarmen flehende Stimme zu dringen vermochte, jenen gräßlichen Fluch, der auf allen Gefängnissen ruhte, Gräber der Lebendigen in geistiger und in körperlicher Hinsicht zu sein. Die freie, durch das Wort der Religion, des Naturrechts, der Vernunft, des Gefühls und der Gesetze gestärkte Stimme des edeln Britten drang zu den Ohren der Großen der Erde und es fielen Tropfen lindernden Balsams in jene sich von Gott und Welt vergessen wähnende Herzen. Die englischen Gefäng-

nisse erhielten zuerst durch seine Veranstaltung eine bessere, ordnungsgemäße Einrichtung; er senkte in tausend von Verzweiflung starr gewordene Seelen, wieder Hoffnung, Glauben und Liebe. Der hochherzige Engländer dehnte sein Streben mit einer wahren kosmopolitischen Aufopferung über ganz Europa aus; ja er gedachte es noch weiter zu führen, als er 1790 von einer epidemischen Krankheit, die er sich bei'm Besuch eines Gefängnisses zugezogen, in der Halbinsel Krim, dahin gerafft wurde.

Aber schon lebte die Edle, für deren großes, menschliches Herz es einst das heiligste Bedürfniß werden sollte, das Werk ihres allgemein gefeierten und tief betrauerten Landsmanns weiter zu führen und in seine Fußstapfen zu treten: wir meinen die hochherzige Engländerin, Elisabeth Fry. Diese mit der höchsten Zierde der Weiblichkeit, einem weichen, frommen Gefühl, das schnell zur kräftigsten Handlung für die Leiden der Menschheit wird, ausgestattete Frau, war die Tochter eines reichen Gutsbesitzers John Gurneys auf Earlham-Hall in der Grafschaft Norfolk in Altengland, und wurde im Jahre 1780 geboren. Der Vater war ein Quäker, und die Gesetze der reinen christlichen Kirche, wie sie einst von Christus und seinen Aposteln verkündet wurden, und welche die der edelsten Menschenliebe sind, wurden in seinem Hause streng befolgt. Diese

Gebote nicht nur zu halten, sondern sie durch die That selbst auszuführen, wurde Elisabeth schon früh zur süßesten Pflicht ihres gottergebnen und die Menschheit liebenden Herzens. Schon in ihrem siebzehnten Jahre that sie den ersten Schritt auf ihre künftige ruhmwürdige Laufbahn; sie errichtete nämlich nach erhaltener Erlaubniß ihres über der geliebten Tochter Beginnen hocherfreuten Vaters, in einem Saale des elterlichen Schlosses eine Freischule für arme, verlassene und verwaiste Kinder ihres Geschlechts. Da that sich das Herz der herrlichen Jungfrau wie eine Sonne auf, die mit ihren wärmenden und erhellenden Strahlen den um sie geschlossenen Kreise der hilflosen Jugendwelt erquickte und beglückte. Vielleicht hatte zu jener Zeit schon Howard's segenreiches Beispiel auf sie gewirkt und den Funken in sie geworfen, daß die reine Glut ihrer Liebe und That so mächtig aufloderte; aber es stand ja der Edeln noch ein glänzenderes Muster vor Augen.

Hatte doch der göttliche Meister einst milde gesprochen: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht; und ferner: Kommt Alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Der Hülfsbedürftigen sammelten sich bald über 80 um die jugendliche Hülfespenderin, die für Geist und Körper ihrer jungen Pfleglinge zugleich

sorgend, täglich mehrere Stunden sowohl auf Ertheilung mannigfachen Unterrichts in allen weiblichen Arbeiten als auf Vorlesungen und Erklärung der Bibel verwandte. So verband die siebzehnjährige Jungfrau, die als Quäkerin allen Vergnügungen der Welt entsagte, mit der Frömmigkeit und Weisheit in Deutung der heiligen Schrift, die Erfahrenheit und Geschicklichkeit einer an Jahren schon vorgeschrittenen Hausfrau; aber die Krone dieser hohen weiblichen Vorzüge war doch unstreitig der lebendige Drang in ihrer Brust, mit dem erhaltenen Pfunde reichlich zu wuchern und das, was sie wußte und besaß, zur Ehre Gottes und zum wahren Wohle der Menschen, die sie alle als Brüder liebte, anzuwenden. Drei Jahre lang stand die verehrungswürdige Elisabeth dieser von ihr selbst geschaffenen Armenschule vor, die für sie gewissermaßen die Vorschule zu ihrer nachherigen größern und noch segensreichern Wirksamkeit war, als sie das Geschick in ihrem zwanzigsten Jahre mit einem edeln, ihrer ganz würdigen Manne verband. Es war Joseph Fry, ein Bankier, der Elisabeth im Jahre 1800 als Gattin nach London, seinem Wohnorte, führte. Hier, in der ungeheuern Hauptstadt Großbrittaniens, auf dem Hauptstapelplatz und Markt der ganzen civilisirten Welt, dem Sitz des höchsten menschlichen Luxus und des tiefsten menschlichen Elends, wo der

Reichthum und die verschwenderische Pracht hart und ungerührt an der schmachtenden Dürftigkeit und der aus Noth und Mangel hervorgegangenen Niedrigkeit, Gemeinheit und Verworfenheit vorüberschreitet; hier wurde Elisabeths gefühlvollem Herzen ein großes Wirkungsfeld eröffnet. Ohne die Gabe lange nach dem Bedürfnisse des Empfängers abzumessen, ohne zu fragen, welcher Kirche oder welcher politischen Partei er zugethan sei, oder welchem Lande er angehöre, gab die edle Fry nicht nur mit vollen Händen, sondern sie suchte durch Rath und andre thätige Hülfe dem Elende abzuhelfen. Ihr trefflicher Gatte, gerührt von der Tugend und Menschenliebe seiner theuern Lebensgenossin, stellte ihr jährlich eine sehr bedeutende Summe zu ihrer Verfügung, das heißt zu mildthätigen Zwecken; denn wie hätte sie das Geringste von jenem Gelde zu einem andern anwenden können? Nicht allein in die Hütten der Armen trug ihr Fuß Glück und Segen, sie suchte auch die Unglücklichen auf, die an der Gesellschaft oder sich selbst gefrevelt hatten; sie trat auch zum Laster und zum Verbrechen, ein aufrichtender, versöhnender, helfender Engel. Wenn sie dort den Hungrigen speiste, den Entblößten kleidete, den Verzweifelnden mit Worten des Himmels tröstete, den Traurigen mild erheiterte, so rührte sie hier mit leiser schonender Hand an die

krankhafte Stelle, predigte den Gesunkenen das Evangelium, reichte ihnen das Buch aller Bücher, erinnerte sie an die allbarmherzige Liebe Gottes, die den verlornen und wiedergefundenen Sohn freudig wieder in den Schooß der Gnade aufnimmt, deutete sie hin auf den erhabnen Gottmenschen, der für alle Sünder litt und starb, und weckte so in den rohesten Gemüthern das Gefühl eigner Schmach, die Sehnsucht nach Wiederaussöhnung mit der von ihnen beleidigten Menschheit, das Bestreben sich der Liebe Gottes würdig zu machen. So wie Elisabeth den Kranken ihre größte körperliche Sorgfalt widmete, so wendete sie ihre größte geistige Thätigkeit den Verbrechern zu, die sie auch nur als Kranke betrachtete.

Sowohl der Name dieser segenspendenden Frau, als auch ihre Tugend, ihre Frömmigkeit und außerordentliche Wohlthätigkeit, so wie endlich ihre Jugend und Schönheit erinnere an Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, welche die katholische Kirche unter ihre Heiligen aufgenommen hat; eben so gleicht Joseph Fry dem Landgrafen Ludwig in der Liebe zu seiner Gemahlin und in der Gewährung ihrer frommen Wünsche. Wenn die edelste Benützung der von der Vorsehung dargebotenen Mittel, wenn die strengste vom Herzen selbst begehrte Befolgung der göttlichen Gebote, wenn die uneigennützigste

glühendste Liebe zu Gott und den Menschen, das treueste Anhangen an die geoffenbarte Religion und deren Stifter, wenn endlich die gewissenhafteste thätige Anwendung aller dieser hohen Tugenden auf das Leben und die Menschenwelt gewiß allein das Recht auf den Namen eines Heiligen würdig gewähren, so ist Elisabeth Fry im edelsten Sinne des Wortes eine Heilige, mag sie auch nicht zur katholischen Kirche gehören und der Papst in Rom sie nicht feierlich canonisiren.

Lange Jahre hindurch hatte sich der Ruf von Elisabeths Wohlthätigkeitsliebe immer mehr verbreitet, und so geschah es denn, daß einige Quäker, ergriffen von dem unerhörten Elende in dem Gefängnisse von Newgate, ihr eine lebhafte Schilderung desselben machten, und sie dadurch bewogen, diesen Wohnort der entwürdigten Menschheit ebenfalls zu besuchen. Sie wandte sich demnach an den Vorsteher jenes Gefängnisses mit der Bitte, ihr den Eintritt in dasselbe zu gestatten. Aber so gräßlich mußte die Verworfenheit in jenen verrufenen Räumen sein, daß der Mann Elisabeth vor dem Eintritt in dieselbe warnen ließ, mit dem Bemerken: er selbst wage es nicht, die Gefängnisse zu betreten; um wie vielmehr habe eine zarte Frau zu befürchten von all dem Schrecklichen, was sie sehen und hören würde, mit dem tiefsten Schauder und unverwind-

lichen Abscheu erfüllt zu werden; er halte es daher für Menschenpflicht, ihr von diesem Vorhaben abzurathen. Die gutgemeinte Absicht des Warners anerkennend, stählte dieselbe aber nur noch mehr den Muth der auf Wohlthun begierigen Frau und bestärkte sie in ihrem Entschlusse, so daß sie auf wiederholte Bitte die Erlaubniß zum Eintritt in das Newgate-Gefängniß erhielt. Der Vorsteher rieth ihr jedoch, Uhr und Börse zu Hause zu lassen; sie aber bemerkte dagegen, daß sie sehr wohl wisse, in welche Gefahr sie treten werde, daß sie aber auch die Kraft in sich fühle, jeden Anblick zu ertragen, daß sie sich keineswegs fürchte und Uhr und Börse nicht abzulegen gesonnen sei. Mit solch heldenmüthigen Gesinnungen trat die körperlich schwache und zarte Frau in die von der Pest der tiefsten Verworfenheit durchwehten Gemächer. Zuerst wurde sie in ein großes Zimmer geführt, worin 160 Weiber mit ihren Kindern zusammen lebten. Alt und jung, zum Tod oder zu Zuchthausstrafe bereits Verurtheilte, in gerichtlicher Untersuchung noch Befangene, ja selbst Begnadigte, die ihre Strafzeit noch nicht ganz abgesessen oder wohl gar vergessen waren, wühlten, meist nackt oder in ekelhafte Lumpen gekleidet, mit von Verzweiflung und thierischer Rohheit verzerrten Gesichtern und fliegenden Haaren, in gräßlicher Unordnung durcheinander. Ein Theil dieser schrecklichen

Weiber reinigte sich oder trieb sonst eine widrige Verrichtung, ein anderer Theil kochte; diese aßen oder verschluckten vielmehr mit gieriger Wuth die unreinlichen und halbgekochten Speisen, während jene sich mit niedrigen, gemeinen Spielen vergnügten, andere auf verfaulten Stroh schliefen, andere gleichgültig oder wie vom stillen Wahnsinn befallen vor sich hinstarrten, andere fluchten, laut tobten, verzweifelt heulten und die verworfensten und gotteslästerlichsten Reden ausstießen. Dazwischen krochen nackte Kinder in all ihrem Schmutze und suchten das erste Bedürfniß der Natur, den Hunger mit jeglichem, was sie auffanden, zu stillen, während ihr erwachender Geist mit nichts als gräßlichen Flüchen, Gotteslästerungen, und schauderhaft gemeinen Scherzen genährt wurde. All dieß Unwesen trieb sich in dem einen Gemach herum, in welches Elisabeth Fry gleich einem Himmelsboten trat. Ihre holde zarte Gestalt, die damals gerade noch von einer eben überstandenen Krankheit Spuren trug, ihre milden Friedensblicke, ihr weißes einfaches Gewand, welches sie als Quäkerin trug, und vollends ihre sanfttönende, Trost verkündende Silberstimme konnten wohl den über solch ungewohnten Besuch hoch erstaunten Bewohnern von Newgate den Wahn einflößen, sie sei einer der himmlischen Bewohner. Denn plötzlich verstummten die wilden rohen Laute, die verzerrten

Gesichter gewannen wieder rein menschliche Züge, und aus den starrsten Augen leuchtete wieder ein Strahl des Lebens, als Elisabeths Blick wohlthuend über sie hinstreifte. All die scheußlichen Weibergestalten umstanden den seltsamen schönen Gast in diesem Hause in einem weiten Kreise, keine wagte frech zu ihr heran zu treten oder sie zu berühren, vielmehr wurden alle von der hohen Würde dieser Gestalt in einer ehrerbietigen Entfernung gehalten und sahen voll Erwartung in die ruhigen Züge des schönen Gesichts. Und sie that ihren Mund furchtlos auf, und Friedensworte flossen daraus und ergossen sich versöhnend in die Herzen der Entarteten. „Ihr fühlt euch wohl recht sehr unglücklich, ihr Armen?" fragte sie mit milder Theilnahme und alle erstaunten ob solcher hier noch nie vernommenen Worte.

„Wenn man euch nun helfen, wenn man sich euerer großen Noth erbarmen, euch pflegen und kleiden wollte, würdet ihr denn das gerne sehen und annehmen?" —

„Wohl würden wir das!" riefen Einige, „aber wer will sich unsrer annehmen? Niemand gedenkt an uns; wo soll sich eine Seele finden, die sich unsrer erbarmte?" —

„Verzweifelt nicht in eurer Noth! Seht, ihr armen Menschen, ich bin zu euch gekommen, um

mich von eurer Hülfsbedürftigkeit zu überzeugen, und ihr abzuhelfen, so viel es nur in meinen Kräften steht.

Wenn nun Verbesserung eurer schlimmen Umstände euer ernstlicher Wille ist, so handelt nur im Verein mit mir, steht mir bei in meinem Unternehmen, und ich verspreche euch als Belohnung eine bessere Lage. Mich jammert eures Elendes und ich hoffe euch bald zu überzeugen, daß euch eure Brüder, die übrigen Menschen, nicht, wie ihr wähnt, vergessen haben.“ Und als sie nun weiter nur von der Liebe und von den süßen Pflichten, die uns unser Innres vorschreibt, als sie immer versöhnender von dem Verhältniß ihrer Zuhörerinnen zu der übrigen Menschenwelt sprach und mit keinem Worte die Verbrechen und Missethaten berührte, um derentwillen diese hier verweilten; da ging in den Nacht- und Nebelumdüsterten Herzen der Gefangnen zuerst der milde Stern der Hoffnung und des Vertrauens zu den Menschen auf, und mit der Sehnsucht, ihre äußere Lage verbessert zu sehen, regte sich zugleich die, selbst besser zu werden. Um ihre Worte durch die That nachdrücklicher zu machen, reichte Elisabeth den entblößten Weibern und Kindern Kleider, die sie mitgebracht hatte, und entfernte sich mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen, was die rührendste Bitte der Unglücklichen von ihr zu erflehen

suchte. Ihr schöner Eifer ließ sie den zweiten Besuch in Newgate nicht lange verschieben, und mit leiblichen und geistigen Bedürfnissen versehen, trat sie wieder unter die über ihre Ankunft hocherfreuten Weiber. Reine Wäsche und Kleider für Alt und Jung, einfache aber nahrhafte Speisen, mancherlei dem Weibe unentbehrliche Werkzeuge und Geräthschaften ließ sie sich nachtragen; sie selbst aber hielt in ihrer Hand eine Bibel. Es war Elisabeths Vorsatz, dießmal einen ganzen Tag unter den Unglücklichen zuzubringen. Sie blieb allein mit den Gefangenen; denn die Thüre wurde hinter ihr wieder geschlossen. Nun theilte sie zuerst die Effecten aus, dann sprach sie: Eurer größten körperlichen Noth ist nun einigermaßen abgeholfen; aber auch eure Seelen bedürfen gar sehr der Hülfe und für diese ist das Buch hier, die Bibel, das Wort Gottes. Dieses Buch enthält die Richtschnur meiner Handlungen; was es mir befiehlt, das thu' ich, und mein Gewissen sagt mir: ich habe recht gethan; was es mir verbietet, das unterlaß ich, und mein Gewissen lobt mich darum. Nach der Bibel solltet ihr, sollten alle Menschen handeln, und sie würden nie sündigen, und von ihrem Gewissen Vorwürfe zu befürchten haben. Die Bibel hat auch mich zu euch geführt; denn sie befiehlt mir, die Gefangenen zu besuchen und die Armen und Bedrängten zu unter-

stützen. Der Bibel habt ihr es allein zu verdanken, daß ich zu euch gekommen, daß ich ferner noch oft kommen und eurer Noth immer mehr abzuhelfen mich bestreben werde. Wünscht ihr nun nicht, aus der Bibel etwas zu hören? Ich bin gern bereit, euch Einiges daraus vorzulesen."

„Wir bitten Sie, gute Frau, lesen Sie!" riefen Einige und Alle schienen es zu wünschen. Frau Fry wählte das Gleichniß vom Hausvater (Evang. Matthäi 20. Kap.). Als sie nun zu der Stelle kam, wo der Arbeiter um die elfte Stunde gemiethet wird, rief sie begeistert aus: „Euch hat jetzt die elfte Stunde geschlagen! Auf und ermannt euch, und folgt Christus, der gekommen ist, die Sünder zu erretten. Laßt euch's nicht kümmern, daß eures Lebens größter Theil unnütz entflohen ist, ihr könnt das Reich Gottes noch erlangen!" — Die von dem sanften, theilnehmenden, herzengewinnenden Vortrage gerührten Weiber sahen sich einander traurig an; Einige fragten: wer denn Christus sei; die Armen hatten nicht einmal den Namen des göttlichen Erlösers jemals in der Dumpfheit ihres Lebens vernommen. Andre sagten ganz zerknirscht: zu ihnen sei der Heiland doch nicht gekommen; sie seien nun für ewig verdorben und könnten nicht mehr gerettet werden. Aber die milde Trösterin ließ sich dadurch nicht irre machen; nachdem sie den

Einen mit kurzen schönen Worten gesagt hatte, wie Christus der Sohn Gottes, der Erlöser der Welt, auch in Dürftigkeit geboren sei, wie er allen Menschen das ewige Heil gebracht und für alle Sünder gelitten und gestorben sei, so daß alle Reuigen durch sein Blut versöhnt, am Reiche Gottes und der ewigen Seligkeit nach dem Tode wieder Antheil hätten: richtete sie die andern Verzweifelten wieder auf und verkündete ihnen, sie möchten nur ihre Herzen öffnen und der Heiland werde hineinziehen, sie sollten nur ernstlich den Vorsatz fassen, besser zu werden, dann werde sich auch die Gnade Gottes ihrer erbarmen; es sei noch um nichts zu spät. Sodann wandte sie ihre Worte an die unter den Gefangenen befindlichen Mütter, deren Kinder mit in dem Gefängniß waren, malte ihnen den entsetzlichen Zustand und die unglückliche Zukunft derselben mit den lebhaftesten Farben, und that endlich den Vorschlag, im Gefängniß eine Schule für diese Kinder zu errichten. Die gemeinsten und sittenlosesten dieser Mütter brachen darüber in Freudenthränen aus und das menschenfreundliche Anerbieten wurde mit allgemeiner Zustimmung angenommen.

So ruhen im verworfensten Verbrecher die Keime edeln Gefühls; weckt und pflegt sie die schonende Hand der Tugend, welche stets auf das Laster einen mächtigen Einfluß behauptet; so kann jeder Verirrte,

oft sogar anfänglich gegen seinen Willen, auf die Bahn des Rechts zurückgeführt werden. Der Mensch bliebe gewiß unter allen Verhältnissen — Mensch, machten ihn nicht Lieblosigkeit, Härte und Unvernunft seiner Brüder zum Ungeheuer.

Die Mütter in Newgate erklärten sich gegen die edle Fry bereitwillig, Alles zu thun, was man von ihnen verlangen werde und in ihren Kräften stehe. Elisabeth legte ihnen an's Herz, sich ihr Vorhaben recht reiflich zu überlegen; denn aus freier Wahl, nicht überredet, sollte es dann durch ihre eigene kräftige Mitwirkung ausgeführt werden. Hielten sie den Entschluß fest, so möchten sie eine aus ihrer Mitte, die nach ihrer eigenen allgemeinen Ansicht die tauglichste sei, zur Aufseherin der Kinder wählen.

Damit endigte sich Elisabeths zweiter Besuch in Newgate, welches sie dießmal mit noch froherem Herzen verließ als das Erstemal.

Als die edle Brittin einige Tage darauf unter die sie sehnlichst erwarteten Frauen trat, bemerkte sie mit Entzücken, wie sich schon in dem sonst so wüsten Zimmer ein wohlthätiger Geist der Ordnung offenbarte. Sogleich stellten ihr die Mütter eine jüngere Genossin als die zur Aufseherin von ihnen Erwählte vor; ein glücklicher Takt hatte sie bei dieser Wahl geleitet: denn die Person war von ange-

nehmem Aeußern und betrug sich so musterhaft, daß sie sich nicht nur die volle Zufriedenheit, sondern sogar die Zuneigung der Frau Fry erwarb. Auf das Verlangen der Letztern gelobten sämmtliche Mütter noch einmal feierlich, jeder Verfügung hinsichtlich ihrer Kinder sich gehorsam zu unterwerfen; und viele der jüngeren Weiber baten ihre Wohlthäterin dringend um die Erlaubniß, an dem Unterricht der Kinder Antheil nehmen zu dürfen. Vom guten Willen der sämmtlichen Gefangenen auf so schöne Art überzeugt, bewarb sie sich bei dem Vorsteher des Gefängnisses, den Sherifs und dem Geistlichen um die Genehmigung, eine solche Schule anlegen zu dürfen. Ihr Antrag erregte Aufsehen und Anerkennung ihrer edeln Absicht, aber auch zugleich die wohlgegründete Befürchtung, ihr Zweck möchte nicht nur ganz verfehlt, sondern auch ihre Anstrengungen schlecht belohnt werden. Obgleich jene Männer ihr diese Ansicht unverhohlen mittheilten, so beharrte Elisabeth doch unerschütterlich bei ihrem edeln Vorsatze, selbst als man ihr auf wiederholtes dringendes Nachsuchen erklärte: es sei im ganzen Gebäude des Gefängnisses kein lediges Zimmer aufzufinden, wohin man die Schule verlegen könne. Doch die Vortreffliche konnte unmöglich das Ziel aufgeben, das nun ihre ganze Seele erfüllte; sie wollte sich vorher selbst überzeugen, ob die Aus-

führung ihres Plans wirklich unmöglich sei, und wagte auf die Gefahr abgewiesen zu werden, noch eine Bitte, man möchte ihr nur noch einmal den Eintritt in das Gefängniß erlauben; würde sie selbst kein passendes Räumchen in dem großen Gebäude finden, so wolle sie von der Ausführung ihres Unternehmens abstehen. Gern gestand man der gutmüthigen Frau dieß Verlangen zu; und Elisabeth war so glücklich, bei Durchsuchung des Hauses ein kleines unbenutztes Gemach zu entdecken, welches sie sich zur Schule erbat und ohne Umstände von den Sherifs erhielt. Mit erneutem Muthe schritt die Hochherzige nun rasch an die Ausführung ihres wahrhaft gottseligen Werkes. Sie wählte sich ein junges Frauenzimmer zur Gehülfin und begann schon am folgenden Tage die Schule. Eine große Masse junger Weiber drängte in das kleine Zimmer, um mit den Kindern den Unterricht zu genießen, die Mütter stritten dagegen um die Plätze für ihre Kinder, und Elisabeth sah sich genöthigt, so schmerzlich es auch ihrem Herzen war, die Erwachsenen zurück zu weisen. Die Beschränktheit des Raumes machte diese Verfügung nothwendig, wodurch Alle in große Betrübniß versetzt wurden, und nur die Hoffnung, welche Elisabeths Worte ihnen machte, daß auch für sie gesorgt werden sollte, vermochte sie zu trösten. Elisabeths Erwartungen wurden

übertroffen; sie überzeugte sich, daß durch beharrlichen Willen und kräftige That viel Segen bewirkt werden könne. Und um die schaffende Kraft zu steigern, verband sie sich mit noch einigen gleichgesinnten Freundinnen, und vereint hielten sie nun die Schule täglich zur bestimmten Zeit. Aber um auch die Bitten der bis jetzt ausgeschlossenen Weiber zu erfüllen, so wie durch stete Beschäftigung der Kinder und aller Gefangenen außer der Schule, die müßige Unsittlichkeit und Zügellosigkeit zu vermindern und endlich gar zu unterdrücken, den Geist der Unglücklichen auf die in der Schule vernommenen Lehren stets hin zu leiten und dieselben gleich praktisch anzuwenden, entschloß sich der edle Frauenbund auf Elisabeth Fry's Vorschlag auch eine Lehr- und Arbeitsschule für die bereits verurtheilten Gefangenen zu errichten.

Wer von diesem Plane hörte und die Bewohner jenes Gefängnisses einigermaßen kannte, hielt diesen Gedanken für chimärisch und unausführbar; man rieth den Frauen ab, man stellte ihnen vor; die thierische Rohheit der Weiber werde nur zu bald, vielleicht gegen ihren Willen losbrechen, denn sie sei ihnen zur Natur geworden, wenn der Reiz der Neuheit auch anfänglich sie in Schranken hielte, die vorgelegten Arbeiten würden alsobald von ihnen gestohlen und mit der guten Absicht des Frauenbun-

des ein schimpflicher Unfug getrieben werden. Nichts destoweniger beharrten die von der Heiligkeit ihres Werkes durchglühten Frauen bei ihrem Willen; Elisabeth hatte in den verwildertsten jener gefangenen Weiber ein menschliches Herz entdeckt, und auf diese Basis gedachte sie zu bauen. Schon hatte die Sache in London Aufsehen erregt, und als nun die Unternehmerin erklärte, sie würde mit ihren Freundinnen die Kosten des Unternehmens tragen, würde den Gefangenen die verschiedensten Handarbeiten verschaffen, würde selbst unermüdet arbeiten, wenn sich ein Ausschuß edler Frauen bilden und die Mühen untereinander theilen würde, wenn man ferner eine Oberwerkmeisterin fände, die zur fortwährenden strengen Aufsicht der arbeitenden Gefangenen das Gefängniß nie verließe: da fanden sich schnell zwölf edle mit Elisabeth gleich gesinnte Frauen, die dem Bunde mit dem Versprechen beitraten, die Verbesserung der Gefangenen in Newgate als eine ihrer heiligsten Pflichten zu betrachten. Woran Niemand geglaubt hatte, das ging seiner Ausführung entgegen. Siebzig verurtheilte Verbrecherinnen wurden in den eröffneten Arbeitssaal eingeführt. Die Vorsteher, die Sherifs, der Geistliche und sämmtliche zum Newgatevereine (so hatte ihn Elisabeth Fry genannt) gehörige Frauen waren zugegen. Eine von diesen edeln Brittinnen hielt an die Gefangenen eine feierliche Rede, worin

mit klaren verständlichen Worten die Absicht des Vereins dargelegt war. „Nicht euch richten und gebieten wollen wir,“ sagte sie unter Andern, „wir wollen euch freundschaftlich rathen, euch mit unserm Wissen und unsern Erfahrungen an die Hand gehen und keine Einrichtung treffen, die ihr nicht selbst als euch nützlich und zuträglich erkannt habt. Zu Allem, was geschieht, sollt ihr erst eure Zustimmung geben, so daß ihr zu nichts beredet, zu nichts gezwungen werdet. Ihr habt das Recht, Einwürfe und Einwendungen auf unsere Vorschläge zu machen und wir versprechen euch, daß sie berücksichtigt werden sollen.“ Nach dieser Rede wurden zwölf Gesetze gemacht, von allen Gefangenen bewilligt, die zum Zeichen ihrer Zustimmung die Hände empor hoben; sie wurden vom Vorsteher und den Richtern bekräftigt und festgestellt und die Frauen haben sie bis jetzt als zureichend beibehalten. Zuletzt wurden Unteraufseherinnen aus den Gefangenen selbst gewählt, jedesmal Eine über Zwölf.

Der edle Frauen-Verein begann nun seine Wirksamkeit; neben der Kinderschule, welche bald schöne Erfolge zeigte, hielten die Frauen abwechselnd Schule bei den Erwachsenen. Eine der Edeln war neben der Oberwerkmeisterin, welche nie das Haus verläßt, beständig bei den Gefangenen ist, und leitete ihre Beschäftigungen, unterrichtete sie oder unterhielt sich

sonst belehrend mit ihnen. Schon nach einem Monat hatte sich ein solcher Geist der Ordnung und des Fleißes über die Schülerinnen verbreitet, daß der Lordmajor, die Sherifs und Aldermänner einer der gewöhnlichen Schulstunden in der zweiten Schule beiwohnen konnten und dieselbe hocherstaunt über die Umwandlung, aber auch gerührt von dem edelmüthigsten Eifer der Schöpferinnen dieses fast unglaublichen Werkes verließen, und ganz London durch ihre Berichte auf das neue seltsame Institut aufmerksam machten. Alles strömte nun zu, um das Außerordentliche mit eigenen Augen zu sehen und die Sherifs hielten es für zweckdienlich, einen Tag in der Woche Jedermann den Zutritt in die Gefängnisse und die Theilnahme am Unterricht zu gestatten. Dieser Tag ist der Freitag. Fremden und Einheimischen steht an diesem Tage der Lehrsaal offen und gewiß hat ihn noch Niemand verlassen, der nicht von Elisabeth Fry's Vorlesung aus der Bibel und ihrer sinnreichen frommen Erklärung derselben entzückt und gerührt wäre (sie liest jeden Freitag), der nicht die einfache Reinlichkeit und zweckmäßige Einrichtung in den Zimmern, die Nettigkeit und Kunst der Arbeiten, die Anständigkeit und Sauberkeit der Kleidung, so wie die Bescheidenheit und Sittsamkeit der Gefangenen, den Gehorsam und die Ehrerbietigkeit gegen die Lehrerin und Fremde, und die

aus ihren Gesichtern leuchtende Seelenruhe und Zufriedenheit bewundert hätte.

Aber auch seitdem die strengste Ordnungsliebe und das musterhafte Betragen an die Stelle der verabscheuungswürdigsten Bestialität getreten sind, bringt stets eine der Frauen des Newgate Vereins, deren Anzahl bis auf vier und zwanzig gestiegen ist, den ganzen Tag unter den Gefangenen zu, und jedes thörichte Vorurtheil freimüthig verwerfend, speist die eben Anwesende mit den Gefangenen, sitzt mitten unter ihnen und wirkt auf sie durch Lehre und Beispiel; ja sie darf stolz auf die innige Zuneigung sein, welche ihr die Gefallenen und an der Tugend des Vereins sich wieder Aufrichtenden durch Wort und That, Gesinnung und Handlung beweisen.

Die noch nicht verurtheilten Frauen, welche früher noch vom Unterricht ausgeschlossen blieben, reichten ein halbes Jahr nach der gesetzmäßigen Einrichtung der beiden Newgate-Schulen eine Bittschrift bei der Comité ein, worin sie die Frauen um Errichtung einer Lehr- und Arbeitsschule auch für sie ersuchten und Aufmerksamkeit, Treue und Gehorsam gelobten. Ihrem Verlangen wurde mit Freuden genügt, und auch diese dritte Schule hat unsäglichen Segen gestiftet; denn viele Mädchen und Weiber, die als unwissend und ungeschickt in das Gefängniß gekommen waren, wurden als gottesfürchtige, unterrichtete und

geschickte Personen daraus entlassen, und ließen sich später nichts wieder zu Schulden kommen, während sonst meist die Entlassenen, an Geist und Körper nur noch mehr verschlechtert, in ihrer Freiheit noch tiefer sanken und bald für ewig in das Gefängniß zurückgebracht oder zum Tode verurtheilt wurden. Waren es doch oft auch nur Noth und Mangel, die des Verbrechens Veranlassung wurden, nun aber, im Besitz einer Menge Kunstfertigkeiten, hat keine der aus der Schule zu Newgate Entlassenen künftigen Mangel zu befürchten.

Späterhin wurde noch eine vierte Schule für solche Gefangene errichtet, welche lesen und schreiben lernen wollen. Der Frauenverein zahlt der Lehrerin an dieser, wie an der Kinderschule, vierteljährig ein Pfund Sterling. In der Kinderschule werden alle Kinder von Gefangenen bis zum Alter von sieben Jahren aufgenommen, gleichviel ob sie ehelich oder unehelich sind; denn der edle Frauenverein ist über jedes von menschlicher Schwäche zeugende Vorurtheil erhaben. Die Lehrerin ist jedesmal eine Gefangene, die sich durch Kenntnisse und moralische Besserung hervorgethan hat.

So steht denn jetzt durch die preiswürdige Bemühung einer edeln frommen Frau und der mit ihr in Bund getretenen Gleichgesinnten ihres Geschlechts, die alle den Anforderungen der höchsten weiblichen

Würde entsprechen, jenes, sonst als der Abgrund alles menschlichen Verderbens verrufene Haus, worin alle Laster ungehemmt tobten, gleich einer wohleingerichteten Fabrikanstalt eines thätigen Kaufmanns da, nirgends Unordnung, kein Widerspruch, vielmehr überall ein stilles emsiges Leben, Sittsamkeit und Religiösität. Niemand, der ununterrichtet hereintritt, wird dieß Haus für einen Kerker halten; denn die Hauptthüren stehen offen, die Säle sind hoch und luftig; da sieht man keine Ketten oder dumpfe Gefängnisse, unerläßliche Erfordernisse anderer Strafhäuser. An dem Hause befindet sich eine Kapelle und wöchentlich wird zweimal Gottesdienst für die Gefangenen darin gehalten. Jeden Morgen und Abend ist gemeinschaftliches Gebet. Die Obrigkeit hat alle vom Newgate-Verein getroffenen Verfügungen und Einrichtungen genehmigt und rechtskräftig gemacht, ja diese Gefängniß-Ordnung hat auf die übrigen Gefängnisse in England schon bedeutenden Einfluß gewonnen. Ebenso hat der Verein von oben das Recht erhalten, widerspenstige Gefangene nach Gutachten zu bestrafen. Der Fall ist nur höchst selten vorgekommen, bei Weibern, welche sonst kein Gesetz und keine Strafe von abscheulichen Verbrechen abzuhalten vermochten, fast ein Wunder! Elisabeths Schöpfung blieb nicht ohne öffentliche Anerkennung; die königliche Familie äußerte ihr den innigsten Antheil und huldreichste

Zufriedenheit; die Stadt London sagte ihr in einem gnädigen Schreiben durch eine eigene Deputation ihren verbindlichsten Dank, der Magistrat bewilligte, eine bedeutende Unterstützung zur Bestreitung des Kostenaufwandes; von allen Seiten erhielt der Verein freiwillige Geschenke. Ganz England segnete das Werk und die Meisterin, und das Ausland bleibt nicht zurück, ihre Verdienste freudig anzuerkennen. Von den eingegangenen Beiträgen besorgt der Ausschuß der Comité alle Materialien zu den Arbeiten, die Bedürfnisse der Kranken und Wöchnerinnen, Geschirre und Geräthe für die Kinder, ferner Bücher, Papier, Federn und dgl. Die gelieferten Arbeiten werden bezahlt, und Freitags, wo, wie schon erwähnt, das Publikum freien Eintritt in die Gefängnisse hat, zum Verkauf ausgestellt. Jeder, welcher die Anstalt besucht, nimmt sich wenigstens etwas zum Andenken mit. — So blüht das, nach Besiegung unüberwindlich scheinender Schwierigkeiten von der frommen Frau glücklich begonnene Werk zu Gottes und ihrem Ruhme und zum Heile der Menschheit fort, und auf Elisabeths Seele ruht gewiß der Friede Gottes! —

G e d i c h t e.

Der Brahman und die Bajadere.

Vor Wischnu's Bild schwebt hochgeschürzt
Der Tänzerinnen leichter Chor;
Die Luft, von Opferduft gewürzt,
Trägt rings der Hymnen Schall empor.
Da tritt der Jüngste der Brahminen
Mit frischen Früchten zum Altar;
Allein will er dem Gotte dienen,
Und winkt der Bajaderen Schaar.

Sie zieh'n, verschlungen Hand in Hand,
Aus der Pagode heil'gem Ort;
Nur Eine bleibt, den Blick gebannt
Auf ihn, und strebt vergebens fort.
Noch einmal weis't er auf die Pforte;
Sie zaudert noch, sie weilt, sie steht.
Die Blicke sind nun stumme Worte,
Mit denen sie um Schonung fleht.

Und er versteht das stumme Wort;
Es faßt ihn wunderbar und stark.
Da reißt sie Kama's *) Flamme fort,
Die ihr durchras't des Lebens Mark.

*) Kama der Gott der Liebe.

Sie wirft sich wild zu seinen Füßen,
Sie hält den Jüngling fest umstrickt:
Mit meinem Tode laß mich büßen,
Daß ich in's Auge dir geblickt!

Wie süß berauscht sein Herz auch ist,
Der Priester Brahm's kennt seine Pflicht.
Geschlichtet ist sein innrer Zwist:
Nein, schuldvoll leben sollst du nicht!
Sollst nicht des Gottes Tempel schänden! —
Er wirft den weißen Trauerflor
Ihr um das Haupt mit starken Händen,
Und führt sie durch das Felsenthor.

Herbei, Brahmanen! eilt herbei!
Nehmt hier dieß Weib, mit Schuld bedeckt,
Daß sie dem Gott ein Opfer sei,
Deß Tempel sie mit Schmach befleckt! —
Der Flamme Kraft muß sie vernichten!
So ruft die Schaar der Priester laut.
Wohlauf, laßt uns den Holzstoß schichten,
Das Flammenbett der Flammenbraut!

Sie folgt dem Worte treu und still,
Das ihr zu sterben streng gebot.
Der junge Priester ruft: Ich will
Sie selber führen in den Tod!
Verstanden hat sie wohl die Worte;
Wie Keiner sie zu deuten weiß,
Und folgt entzückt ihm zu dem Orte,
Wo ihrer harrt der Feuerkreis.

Die Sonne steigt in goldner Pracht
Stolz aus des Ganges heil'gem Fluß,
Und weiht zu Jama's *) kurzer Nacht
Die Jungfrau durch den Weihekuß.
Man sieht den Priester ihr zur Seiten,
Man hört der Hörner dumpfen Klang.
Wie sie so freudig vorwärts schreiten,
Als strebt zum Brautbett hin ihr Gang!

Sie sind am Ziel. Der Jüngling trägt
Die Jungfrau auf den Feuerthron,
Und tritt zurück; die Flamme schlägt
Um sie die glüh'nden Arme schon.
Ja, ruft er aus, die Glut ist heilig!
Und unsre war, wie diese, rein.
Dein Hochzeitflammenlager theil' ich! —
Und stürzt sich in die Glut hinein.

Die Brautnacht.

Steht ein Schloß an Meeres Ufer,
Dessen Fuß die Welle feuchtet.
Nacht hat sich umhergelagert;
Alle Fenster sind erleuchtet.

*) Jama der Gott des Todes.

In dem Schlosse halten Hochzeit
Donna Sol und Don Fernand,
Sie erst sechzehn, er schon sechzig;
Aber er ist span'scher Grand.

Seht die Mondessichel steigend
In den Schooß des Meeres bluten!
Schwebt von Afrika herüber
Nicht ein Schifflein durch die Fluthen? —
Zweimal, dem Gewühl entronnen,
Schon die Braut am Ufer stand,
Hat die sehnsuchtvollen Augen
Nach dem Meere starr gewandt.

Leise, wie ein nächtig Raubthier,
Ist das Schiff herangeschwommen.
Leis' in's Schloß ist aus dem Schiffe
Dann ein hoher Mann gekommen,
Hat sich zugesellt den Gästen,
Bis zwei Augen ihn erschaut. —
Und man sucht nach einer Stunde
Ueberall die schöne Braut.

Schmollend dem vermeinten Scherze,
Zeigt Fernando finstre Brauen;
Aber daß es böser Ernst sei,
Fürchten zitternd ihre Frauen. —
Auch der Fremdling ist verschwunden;
Und das Schifflein aus der Bucht,
Wie ein Vogel mit dem Raube,
Stürzt es fort auf schneller Flucht.

Und der kühne Saracene
Küßt des Liebchens Mund und Wangen.
Die beglückte Andalusierin
Hält den Mauren fest umfangen.
Brauthaus ist das Meer; es steckt der
Mond die Hochzeitfackel an.
Wellen singen Hymenäen,
Und zum Torus wird der Kahn.

Täuschung.

Sonne war hinabgestiegen,
Abendstern war aufgegangen;
Nacht schritt schon aus ihrem Hause,
Mit dem schwarzen Flor umhangen.

Auf der Veja von Granada
Ritt ein schöner Maurenreiter,
Angethan mit reichen Kleidern
Und im Herzen froh und heiter.

Mitternacht lag, um's Alhambra,
Und in ihrem ernsten Schweigen
Naht der Reiter einem Fenster
Und gibt ein bestimmtes Zeichen;

Und das Fenster wird geöffnet;
Auf herabgefall'ner Leiter
Steigt ein Mädchen auf den Falben,
Und im Fluge geht es weiter.

Als sie lange still geritten,
Spricht der Jüngling fast mit Bangen:
Meine Liebe, allzu heftig,
Hat dich, Theure, hintergangen.

Ach, Fatime! nicht von Mauren
Ist dein Bräutigam entsprungen;
Nein, ein Christ, ein edler Spanier
Hält dich, reizend Bild, umschlungen.

Einen Augenblick bei'm Feste
Sah ich einstens deine Züge;
Da gebot mein flammend' Herzweh
Meiner Liebe diese Lüge.

Und ich lernte eure Sprache,
Lernte Mahomeds Gebräuche,
Trug des Mauern weite Kleider,
Daß ich so mein Ziel erreiche.

Doch nicht länger walte Täuschung!
Sage mir, was willst du geben?
Wird mir Himmel oder Hölle?
Willst du Tod mir oder Leben? —

„Wie du wahr und heiß mich liebest,
Will ich heiß und wahr dich lieben.
Bist du auch nicht mehr der Maure,
Ist mein Herz dir doch geblieben.“ —

Ihre Stirne küßt der Reiter,
Duftend von der beßten Salbe.
Lange währt des Kusses Wonne;
Wie ein Adler fliegt der Falbe.

Der Normann.

Auf des Nordlands Felsengipfel
Steht der Jüngling, stark und kühn,
Unter ihm die Tannenwipfel,
Schauerlich und dunkelgrün,
Und des Meeres falscher Spiegel,
Und der Klippe scharfer Riff;
Doch die Sehnsucht regt die Flügel,
Und die Flügel regt das Schiff.

Karges Leben abzujagen
Der unbänd'gen Meeresfluth,
Kann ihm ferner nicht behagen.
Schön'res Ziel erschaut sein Muth.
Seine Hütt' ist ihm zu enge
Und das rauhe Land zu klein
Für des eignen Volkes Menge;
Schön're Länder müssen sein!

Mit des Nordens freiem Sohne
Zieht die frische Kraft hinaus,
Und in sonnenwarmer Zone
Sucht er sich ein bess'res Haus.
Die empörte Meereswelle
Ist dem Kühnen unterthan,
Der krystall'nen Fluthen Helle
Furchet sein bewährter Kahn.

Von des Nordens Tannenhöhen
Reißt ihn wilder Sehnsucht Hast,
Und die bunten Flügel wehen
Hoch auf seines Schiffes Mast.
Nach dem Süden muß er eilen
Immer ohne Rast und Ruh',
Nach des Halbgotts Riesensäulen,
Nach der Erde Gürtel zu.

Und zu jenem goldnen Strande
Lenkt er seinen leichten Kiel;
In dem sonnenheitern Lande
Hofft er nun der Sehnsucht Ziel.
Mit dem Schwerte schafft er Throne,
Mit dem Schwerte sich das Recht,
Und des Nordens starkem Sohne
Beugt der Römer sich als Knecht.

Aber ob er Ruh' gefunden
In der Hesperiden Land?
Ob ihm des Verlangens Wunden
Dort der Sonne Glut verband?
Ob auf den erbauten Thronen
Tönte das ersehnte Wort? —
Ach! es schweigt in allen Zonen,
Und der Kampf ist hier, wie dort.

Des Jägers Lieb.

Zu Lenzdorf in dem Hage,
Da steht ein edler Hirsch;
Dorthin geht alle Tage
Ein Jäger auf die Pirsch.
Die grünen Waldesfahnen,
Von Reis und Laub gemacht,
Die wehen kühl und mahnen:
O schlanker, grüner Jägersmann,
Sieh dir den Hirsch vorher erst an!
O Jäger! o Jäger,
Nimm du dich wohl in Acht!

Zu Lenzdorf in dem Schanke,
Da dient ein Mägdelein;
Das schenkt mit kühlem Tranke
Auch heiße Liebe ein.
Der Jäger hat genossen,
Was sie ihm dargebracht.
Nun hat er fehl geschossen.
O schlanker, grüner Jägersmann,
Sieh nicht so sehr das Mägdlein an!
O Jäger! o Jäger,
Nimm du dich wohl in Acht!

Zu Lenzdorf an der Linde,
Da steht ein Heil'genbild,
Dort mit dem schönen Kinde
Kos't oft der Jäger mild,

Sobald der Tag geschieden,
Bis in die späte Nacht.
Die Linde streuet Blüthen.
O schlanker, grüner Jägersmann,
Sieh dir die dunkle Linde an,
O Jäger! o Jäger,
Nimm du dich wohl in Acht!

Zu Lenzdorf auf dem Schlosse,
Da wohnt ein junger Graf,
Der sitzt auf seinem Rosse
Als wie ein Ritter brav.
Er grüßt die Magd im Reiten,
Er kos't mit ihr und lacht.
Das bracht' ihr großes Leiden.
O schlanker, grüner Jägersmann,
Sieh dir den schmucken Reiter an!
O Jäger! o Jäger,
Nimm du dich wohl in Acht!

Zu Lenzdorf in dem Grunde,
Da steht ein Kreuz am Weg,
Dort sprang zur bösen Stunde
Das Mägdlein von dem Steg.
Todt ist sie fortgeflossen;
Und eh' man sich's gedacht,
Da war der Graf erschossen.
O schlanker, grüner Jägersmann,
Sieh dir das schwarze Kreuz wohl an!
O Jäger! o Jäger,
Nimm du dich wohl in Acht!

Der Niklaszopf.

Sanct Niklas, gar ein heil'ger Tropf,
That staunenswerthe Wunder;
Es hing ein ungeheurer Zopf
Im Rücken ihm herunter.
So stark war jedes Haar genau
Als wie ein schmächtig Schiffertau,
Und wer es sah, und wer es schaut,
Der rief gleich vor Verwundrung laut:
Der Zopf! der Zopf! der Zopf!

Den Kindern sonderlich war er
Gar freundlich und gewogen,
Drum ist er auch im Land umher
Mit seinem Zopf gezogen.
Und wo er nur ein Kindlein fand,
Gab er den Zopf ihm in die Hand;
Das wurde froh zur selben Stund',
Und schrie vergnügt aus vollem Mund:
Der Zopf! der Zopf! der Zopf!

Wenn Niklas auf der Straße ging,
So gab's ein groß Gedränge.
Die ganze liebe Jugend hing
Sich an des Zopfes Länge.
In allen Häusern gab's Geschrei;
Aus allen Häusern strömt's herbei.
Das war ein Jubel Knall und Fall;
Die kleinen Kinder riefen all:
Der Zopf! der Zopf! der Zopf!

Der heil'ge Niklas wurde kalt;
Er starb wie alle Frommen.
Und in den Himmel alsobald
Sah man ihn aufgenommen.
Doch als die gute Seele todt,
Gab's bei den Kindern große Noth;
Sie wußten nicht mehr aus noch ein,
Man hörte weinen sie und schrei'n:
Der Zopf! der Zopf! der Zopf!

Doch über Tag und über Nacht
War aller Noth ein Ende.
Ein Bäcker sprach: Mir ward vermacht
Der Zopf im Testamente;
Und allen Kindern helf' ich gleich:
Ich mach' den Zopf von Butterteig
Und back' ihn in dem Ofen gar.
Da schrie die ganze Kinderschaar:
Der Zopf! der Zopf! der Zopf!

Drauf fing der brave Bäckersmann
Gar emsig an zu kneten.
Das Kind, das einen Zopf gewann,
Das mußte fleißig beten.
Und jeder kleine Kindeskopf
Gewann am Ende sich den Zopf;
Weshalb die junge Christenheit
Am Niklastage lärmt und schreit:
Der Zopf! der Zopf! der Zopf!

Die schöne Müllerin.

Ein Jäger zog bei später Stund'
Noch durch den dunkeln Wald.
Die Mühle klappert' in dem Grund;
Es saus't der Wind, es bellt' der Hund.
Der Jäger, dem es galt,
Klopft' an die Mühle bald.

Des Müllers Tochter schlank und roth
Schaut' schnell zum Fenster raus.
Ihm einen guten Abend bot,
Lud freundlich ihn zum Abendbrot
Zu Hausmannskost und Schmaus
In ihres Vaters Haus.

Ach! um den Jäger war's geschehn,
Er wußte selbst nicht wie.
In's Auge hatt' er ihr gesehn.
Noch lange blieb er träumend stehn;
Er sah und sah nur sie,
Und das vergaß er nie.

So oft der Tag im Osten graut
Und färbt den Himmel bunt,
Schleicht nun der Jäger nach der Braut
Zuweilen still, zuweilen laut
Mit Ränzel, Büchs' und Hund
Hin in den Mühlengrund.

Bet-Ernst *) und der Dorfpfarrer.

1.

Ich will zu Dorfe reiten,
Der fromme Herzog spricht:
In diesen sünd'gen Zeiten
Gut Aufsicht schadet nicht.

Will meine Pfarrherrn hören
Ob sie auch Gottes Wort
Mit Eifer und Liebe lehren;
Will reiten von Ort zu Ort.

Den Herzog fromm und bieder
Von seinem hohen Schloß
Ins freundliche Land hernieder
Trägt ihn sein edles Roß.

Er klopft auf seinem Wege
An jedem Pfarrhaus an;
Da wird einmal gar träge
Die Thür ihm aufgethan.

Der Pfarrer tritt verlegen
Im schlecht bestellten Haus
Dem fürstlichen Herrn entgegen,
Und sieht recht weltlich aus.

*) Bet-Ernst wurde und wird noch in Thüringen vom Volksmund der erste Herzog von Gotha und Stammvater der jüngern ernestinischen Linie Sachsens (Meiningen, Coburg, Altenburg), Herzog Ernst I., der Fromme, gesegneten Andenkens, genannt.

Er scheint ein trefflicher Pächter,
Der beßte Bauer des Orts,
Doch wahrlich ein gar schlechter
Verkünder des göttlichen Worts.

Lang redet der Herzog und gerne
Von wahrer Priester Art,
Bis auf dem Tisch er ferne
Ein dickes Buch gewahrt.

Und daß dieß sei die Bibel,
Der fromme Herzog glaubt;
Doch ach! wie ist so übel
Das Himmelbuch bestaubt!

Der Herzog weiß sich zu drehen
Bis an das Buch gar fein,
Und schiebt dann ungesehen
Einen blanken Dukaten hinein.

Und sagt Valet recht heiter,
Und schwingt sich auf sein Roß,
Und reitet immer weiter
Bis wieder auf sein Schloß. —

2.

Ich will zu Dorfe reiten,
Der Herzog wieder spricht:
In diesen sündigen Zeiten
Stet' Aufsicht schadet nicht.

Will meine Pfarrherr'n hören,
Ob sie noch Gotteswort
Mit Eifer und Liebe lehren,
Will reiten von Ort zu Ort.

Den Herzog fromm und bieder
Von seinem hohen Schloß
Ins Land herunter wieder
Trägt ihn sein edles Roß.

Er klopft auf seiner Reise
An jedem Pfarrhaus an;
Doch jene Thür wird leise
Und faul ihm aufgethan.

Und wieder tritt verlegen
Im schlecht bestellten Haus
Der Pfarrer ihm entgegen;
Sieht eben noch weltlich aus.

Der Fürst geht in der Zelle
Zum alten Tische dort,
Und sieht an seiner Stelle
Bestaubt das göttliche Wort;

Und nimmt das Buch aus der Klause:
Ist's nicht ein halbes Jahr,
Daß ich in euerm Hause,
Mein lieber Pfarrer, war?

Ob Ihr die Schriften gelesen,
Die in dem Buche stehn,
Seit ich nicht hier gewesen,
Mein beßter Herr, laßt sehn!

Er ließ die Blätter gleiten
Der Bibel durch die Hand,
Bis er, zu seinen Leiden,
Das Goldstück wieder fand.

Sprach: daß es besser werde,
Will ich Euch jetzt verzeih'n!
Mit zürnender Geberde,
Und steckte das Goldstück ein.

Und sagte Valet nicht heiter
Und schwang sich auf sein Roß,
Ritt weiter und immer weiter
Bis wieder auf sein Schloß.

Junker Jürge.

Wer reitet aus der Wartburg Thor
In schmucker Herrentracht hervor?
Ein stattlich Bäuchlein ziert den Reiter,
Das Doppelkinn steht ihm so heiter;
Die hohe Stirn, nicht faltenfrei,
Zeigt edeln Sinn und Kraft dabei.

Und doch wie faul des Rosses Gang!
Es fühlt nicht Sporn, noch Gert', und lang
Hernieder hängen ihm die Zäume.
Ist's doch, als ob der Reiter träume!
Wie sitzt dem Mann die Schaube schlecht!
Ein Junker der! Ein Edelknecht! —

„Der Hauptmann hat's uns angesagt;
Weh dem, der was dagegen wagt!

Doch können wir für Junker Jürgen,
Euch, fremder Wandersmann, nicht bürgen
Denn nie, so alt auch dieses Schloß,
Saß Einer schlechter hier zu Roß.

Oft, wenn zur Jagd man lange blies,
Erschien er ohne Büchs' und Spieß;
Und als wir's einst ihm nachgetragen,
Begann er gar ein heillos Jagen,
Da sank den Bäumen manches Blatt,
Das seine Kugel troffen hat.

Man sagt sogar: zu mancher Zeit
Sei er im Kopf nicht recht gescheit,
Das macht, er hat oft lange Wochen
Aus seiner Kammer nicht gerochen.
Und was er drinne thut und treibt,
Uns Allen stets ein Räthsel bleibt.

In diesem Loch steckt er allein,
Und Niemand darf zu ihm hinein,
Da hören wir ihn manche Stunde
Laut reden mit ganz fremdem Munde,
Daß, ständen wir den ganzen Tag,
Nicht Einer was verstehen mag.

Und kommt der närrische Gesell
Dann wieder aus der dunkeln Zell',
So schnallt er wohl, wenn man ihn ließe,
Die Sporn verkehrt an seine Füße,
Weil er in der verhexten Frist
Schier alles Ritterthums vergißt. —

Es schweigt der Knecht. Der Junker lenkt
Das Roß in's Thal. Der Wandrer denkt:
Wie, wenn ich Junker Jürgen kennte?
Laßt sehn, wohin er wohl sich wende!
Ich schleich' ihm nach, ich red' ihn an;
Mir ist nicht fremd der edle Mann.

Der Junker kam in's schöne Thal,
Da sangen Vögel allzumal,
Und Blumen blühten da zu Haufen,
Der Junker ließ das Rößlein laufen,
Und streckte sich in's grüne Gras,
Und zog ein Buch hervor und las.

Und las, und griff sich an das Herz,
Und schickt' die Blicke himmelwärts,
Und sprach ein Wort gar fromm und heilig,
Mit Ehrfurcht naht der Wandrer eilig.
Der wußte, wer der Junker war,
Und auch euch Andern ist es klar.

Luthers Predigt.

1521.

Als Doctor Martin zog gen Rhein,
Für Gottes Reich zu streiten,
Da kehrte der Held in Gotha ein,
Die Lehre des Heils zu verbreiten.

Er stieg hinauf zu dem Predigerstuhl;
Die Kirche war voll zum Erdrücken.
Er malte der Hölle giftdampfenden Pfuhl,
Er malte des Himmels Entzücken.

Er warnt' vor des Papstes und Teufels List,
Er lockte die gläubige Heerde,
Dem alleinigen Hirten zu folgen, dem Christ,
Auf daß sie selig einst werde.

Und Alles, was hörte, im freudigen Muth
Erkannte die Wahrheit und glaubte.
Da stieg in den Giebel der Böse voll Wuth,
Stand hoch ob des Redners Haupte.

Und schleudert' einen gewaltigen Stein,
Und schleudert' noch einen hinunter.
Er zielt nach dem Haupte, er trifft es! — o nein!
Der Prediger lebt durch ein Wunder.

Die Engel waren's, die unsichtbar
Zurück das Haupt ihm gezogen,
Als eben die unglückdroh'nde Gefahr
Aus der Höhe herniedergeflogen.

Es schmettert die Wucht *) zu Boden und bricht.
Die Menge hebt staunend die Hände;
Doch furchtlos weiter der Doctor spricht,
Und hält die Predigt zu Ende.

Simson.

Der Simson stammt, wie allbekannt,
Aus dem Geschlechte Dan.
Er lebt' in dem gelobten Land,
Selbst ein gelobter Mann.
Er ging mit Schwert und Sporen,
Sein Haupt war ungeschoren,
Sein Bart gewaltig groß,
Sein Wesen burschikos!

Sehr war er den Philistern gram,
Und zeigt' sich ihnen brav.
Wenn er in ihre Städte kam,
Und wo er sonst sie traf,

*) Als Luther auf seiner Fahrt nach Worms in der alten Kirche des Augustinerklosters in Gotha predigte, stürzte eine Steinwucht dicht an seinem Haupte vorüber aus der Höhe des Thurms. Daraus bildete sich die Volkssage: der Teufel habe mit Steinen nach ihm geworfen.

Da faßt er sie bei'm Kragen,
Und hat sie baß geschlagen
Aus Rock und Kamisol,
Und daran that er wohl.

Doch der Philister Töchter recht
Hatt' er von Herzen lieb.
Daraus erhellt, daß sein Geschlecht
Noch auf der Welt verblieb.
Auch wir, der Freude Priester,
Verfolgen die Philister;
Doch ihrer Töchter Werth
Ist von uns wohlbegehrt.

Er freit' um ein Philisterkind,
Und bot ihm Herz und Hand;
Das Mägdlein war ihm wohlgesinnt,
Der Vater abgewandt.
Das war ein böser Handel.
Man sprach von Simsons Wandel,
Von Schwert und Sporn und Bart.
Das ist Philister — Art.

Ei, Simson, sag', wie das geschah?
Bedachtest du denn nicht,
Daß ein Philister ungern Ja
Zu unsrer Werbung spricht!
Er ward um sie betrogen,
Ein Andrer vorgezogen.
Wie mancher Musensohn
Erfuhr dergleichen schon!

Da kommt der Simson sehr in Wuth,
Die ihn gewaltig plagt.
Auch wir sind keinem Vater gut,
Der uns sein Kind versagt.
Der Teufel hol' die Alten,
Die also mit uns schalten!
Verdammt Philisterhaus,
Muß man zur Thür' hinaus!

Er hat ihr Erntefeld verbrannt
Auf ganz besondre Art:
Er fing sich Füchse ein, und band
Zusammen sie gepaart,
Fast Schwanz an Schwanz, dazwischen
Versehn mit dürren Wischen,
Die hat er angebrannt
Uud schickt' die Füchs' in's Land.

Er ließ sich binden recht zum Spaß
Und riß den Strick entzwei,
Als wär' er nur von dürrem Gras,
Und wurde wieder frei.
Ein Eselskinn am Wege
Nahm er und reichte Schläge
Damit dreitausend Mann,
Der wackre Sohn von Dan.

Berührt von diesem Eselskinn,
Sie lagen mausetodt;
Er aber aß mit frohem Sinn
Ein gutes Abendbrodt. —

Man muß mit Eselsknochen
Brav die Philister pochen.
Mit solchem Ritterschwert
Sei dieser Feind geehrt.

Denn Esel sind sie allzumal,
Ob groß sie oder klein.
Mit Eselsknochen von der Qual
Der Esel sich befrei'n,
Heißt sie mit eignen Waffen
Fort von der Erde schaffen.
Ihr Wackern, schlagt nur zu,
Und bringt das Volk in Ruh!

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Storch, Ludwig,

Zimmergarten Erzählungen in verschiedenen Formen

Bd.: 1. (1838). - 282 S.

Frankfurt a. M. 1838

P.o.germ. 1426 ei-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10120867-4